

Belgien F 40 / Italien L 1400 / Luxemburg F 40 / Niederlande f 2.15 / Spanien P 110



Das Fratzengesicht

John Sinclair Nr. 322

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 04.09.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Fratzengesicht

Blank, kalt und rund stand der Mond am Himmel.

Klar waren seine Konturen. Kein Hof umgab ihn, nichts deutete auf einen Wetterumschwung hin, und doch sollte der Umschwung in Kürze kommen.

Nur hatte er nichts mit dem Wetter zu tun und war auch nur von denen zu spüren, die eine Antenne für diese Dinge besaßen.

Es mußten sensible Menschen sein. Menschen, die bereit waren, an Dinge zu glauben, die von anderen abgelehnt wurden.

Die beiden Halbwüchsigen besaßen dieses Gefühl nicht. Sie kannten nur eine Devise. Überleben!

Arbeitslos waren sie. Irgendwann von ihren Eltern weggelaufen und nach Hongkong gekommen, um in dieser Riesenstadt, wo sich Menschen auf engstem Raum drängten, abzusahnen.

Sie schlugen sich mehr schlecht als recht durchs Leben, waren zweimal erwischt und fürchterlich verprügelt worden, doch sie hatten nichts gelernt als zu betrügen oder zu stehlen.

Neue Märkte zu suchen! Einer von ihnen hatte diesen Slogan einmal aufgeschnappt und seinem Freund davon erzählt.

Auch sie wollten neue Märkte suchen, zum Beispiel im Hafenviertel.

Da gab es so manches, was auf den Schiffen lag und wert war, mitgenommen zu werden. Nicht auf den hochmodernen Frachtschiffen.

Die lagen hier nicht, zudem waren sie gut bewacht. Nein, sie hatten sich auf die sogenannten Brigantinen spezialisiert.

Brigantinen nannte man die Touristen-Dschunken. Auf diesen Schiffen, die an den Küsten von Hongkong und Kowloon segelten, befanden sich ganze Heerscharen von Touristen. Die meisten Menschen kamen aus Europa und den Staaten, zudem waren sie gut betucht, für die beiden Halbwüchsigen genau richtig. Tagsüber hatten sie sich eine Brigantine ausgesucht. Sie dümpelte ein wenig abseits.

Starke Taue hielten sie an den Uferpollern fest. Mittschiffs und an Heck befanden sich die beiden großen Mattensegel, wobei das hintere um ein Drittel kleiner war.

Die Halbwüchsigen hockten hinter großen Containern auf dem schmutzigen Kaiboden. Es roch nach Fisch, nach Gewürzen und nach fauligem Wasser. Der Mond warf sein Licht auf die leicht gekräuselte Oberfläche und gab den laufenden Wellen einen silbrigen Anstrich. Es herrschte Stille. Wo sich die Halbwüchsigen befanden, wurde auch des Nachts nicht gearbeitet. Der Trubel begann erst in den Morgenstunden, wenn die großen Hotels die Touristenströme ausspuckten.

Sie warfen sich einen Blick zu. Ein jeder suchte das Einverständnis in den Augen des anderen.

Ihr Nicken kam synchron.

Das war das Zeichen. Sie wollten auf das Schiff. Den offiziellen Kontrollen hätten sie am Tage nicht entgehen können.

Geduckt legten die beiden den Weg zurück, bis sie einen der hohen Poller erreichten. Die jungen Diebe hatten es gelernt, sich lautlos zu bewegen. Wenn sie liefen, war kaum ein Geräusch zu vernehmen. Sie duckten sich hinter dem Poller zusammen. Vor ihren dunklen Augen befanden sich die armdicken Taue, die das Schiff hielten. Die Taue waren so stramm um den Poller gewickelt, daß es den Anschein hatte, als wollten sie ihn umreißen.

Noch einmal schauten sie sich um.

Beide sahen keine Gefahr, kamen hoch und schlichen zum Kaiende.

Sie wollten die Dschunke schwimmend erreichen, denn zwischen ihr und dem Kai befand sich kein Steg. Der wurde erst am Morgen ausgelegt.

Fast wären sie gesprungen. Im letzten Moment hielten sich beide zurück, denn was sie zu sehen bekamen, war unheimlich.

Das Tau bewegte sich.

Eigentlich nichts Unnormales, aber in dieser Nacht war es fast windstill. Dennoch schaukelte das Tau, so daß die beiden jungen Diebe vor Staunen Augen und Münder aufrissen.

Das konnten sie nicht begreifen.

»Da!« Es war nur ein Wort. Gleichzeitig deutete der junge Mann nach links, wo das Tau eine Brücke zwischen Poller und Schiff bildete.

Das Tau schwang, es bewegte sich, schien zu laufen. Nur war das unmöglich, da es keinen äußeren Einflüssen ausgesetzt war. Und von allein konnte es sich auch nicht bewegen.

In der Tat bewegte es sich nicht allein. Es wurde bewegt. Auf ihm tanzten und krabbelten zahlreiche Tiere, die nahezu fluchtartig von der Dschunke dem Land entgegenbalancierten, wobei sich nicht alle halten konnten und einige von ihnen in die schmutzige Hafenbrühe klatschten.

Als die Tiere fielen, wurden sie bemerkt.

»Das sind ja Ratten«, flüsterte einer der Halbwüchsigen. »Verdammt, Ratten! Und sie verlassen das Schiff…« Das Gesicht des Jungen erstarrte vor Angst.

Auch sein Freund wußte, was es zu bedeuten hatte, wenn die Ratten das sinkende Schiff verließen.

Die Dschunke war verloren.

Sie war dem Untergang geweiht, denn die Tiere merkten dies stets als erste. Die beiden Halbwüchsigen kannten die alten Geschichten.

So schnell wie möglich machten sie kehrt und rannten davon.

Mit dem Tod wollten sie nichts zu tun haben…

***

Auch der Mann auf der Brigantine hörte die Geräusche. Da war das Trappeln der kleinen Füße, wie sie über die Deckplanken huschten und an der Bordwand kratzten.

Sie kamen von überall her. Aus den Ritzen der Planken, aus Öffnungen, aus Kästen und Lagern. Tagsüber unsichtbar, zeigten sie sich nur in der Nacht, und eigentlich hatten sie schon von altersher zu einem Schiff gehört wie der Steuermann oder der Kapitän.

Die Ratten waren überall.

Braungraue Nager, schwere Körper. Tiere, die überleben würden, wenn es die Menschen schon längst nicht mehr gab. Geschöpfe, die

alles anknabberten, was ihnen in den Weg kam. Neuerdings fraßen sie sogar Kunststoff.

Ratten hatten vor nichts Angst, sie machten vor nichts halt.

Dennoch flohen sie, wie vom Teufel getrieben, und sprangen in wuchtigen Sätzen an der Bordwand hoch. Diejenigen, die es beim ersten Versuch nicht schafften, nahmen so lange einen neuen Anlauf, bis es ihnen gelang, den Rand zu erreichen.

Was hatte die Ratten so erschreckt? Weshalb flohen sie in solcher Panik? Da mußte es einen Grund geben! Über ihn dachte auch der Mann nach, der bewegungslos auf dem Deck lag und abwarten wollte, bis die Ratten das Schiff verlassen hatten.

Manche hatten es dabei so eilig, daß sie nicht einmal auf ihn Rücksicht nahmen und über seinen Körper hinwegliefen.

Sehr bald schon tanzten sie auf der Reling und dem Schanzkleid.

Ein unheimliches Gewimmel von Körpern, die sich gegenseitig stießen, berührten, drückten, die kratzten und bissen.

Dann verschwanden sie.

Einige nur sprangen direkt ins Wasser. Der Mann auf dem Deck hörte die Aufschläge. Er wußte, daß die Tiere dem Ufer entgegenpaddeln würden, aber das störte ihn nicht. Auch nicht die Tatsache, daß die Ratten das sinkende Schiff verließen. Er wollte etwas ganz anderes, und vielleicht erreichte er sein Ziel noch in dieser Nacht.

Lange genug hatte er schließlich darauf hingearbeitet.

Der Mann wartete so lange, bis er sicher sein konnte, keine Ratte mehr an Deck zu finden. Dann stemmte er sich langsam in die Höhe. Er warf einen Blick über die Reling hinweg, schaute zum Ufer hin und erkannte, daß sich die Taue wellenförmig bewegten. Die Ratten verließen das Schiff. Nicht das sinkende, aber auch so kam der Aberglaube voll auf seine Kosten.

Für einen Moment glaubte der einsame Passagier auf dem Deck der Dschunke, am Ufer Gestalten zu sehen. Er war sich nicht sicher.

Zudem verschwanden die Gestalten auch sehr schnell wieder.

Der Mann war beruhigt. Er hatte scharfe Augen und schaute für einen Moment zu, wie die Ratten versuchten, an der Ufermauer hochzuklettern. Sie wuchteten sich dabei aus dem Wasser, sprangen gegen den Kai, rutschten wieder ab, versuchten es erneut, denn eines war sicher: Aufgabe kannten diese Geschöpfe nicht.

Der einsame Mann ging ein paar Schritte nach hinten. Er lehnte sich gegen den Mast des großen Mattensegels. Es war gerefft. Kurz vor dem Auslaufen würde es die Mannschaft setzen, damit dieses Schiff auf das Meer hinaussegeln konnte. Bis das allerdings geschah, wollte der Mann seine Aufgabe erledigt haben.

Das Mondlicht fiel auf die Dschunke. Auch der einsame Passagier wurde getroffen. Sein Schatten fiel auf die Planken und nahm durch

die Unebenheiten eine bizarre Form an.
Der Mann war kein Chinese. Er gehörte einer anderen ethnischen Gruppe an. Aus Asien stammte er wohl, weiter südlich, von einem gewaltigen Subkontinent, der den Namen Indien trug.
Dieses Land hatte viele bedeutende Menschen hervorgebracht.
Ghandi und Nehru gehörten zu ihnen, auch die Gestalt auf dem Boot war etwas Besonderes.
Hochgewachsen, kräftig. Ein Kämpfertyp, wie er in manchen Abenteuerfilmen zu sehen war. Pechschwarz das Haar, asketisch geschnitten das Gesicht, eine sehr hohe Stirn, dunkle Augen, die einen harten, manchmal auch sehr weichen Ausdruck bekommen konnten.
Auf dem Kopf trug der Mann einen kunstvoll und siebenmal geschlungenen Turban von schwarzgrauer Farbe. Sein Markenzeichen.
Dieser Mann war schon zu seinen Lebzeiten eine Legende. Er gehörte zu den Menschen, die den Mächten der Finsternis den Kampf angesagt hatten. Seine Feinde waren die gefährlichen Götter Asiens, die Sekten, die menschenmordenden Tongs, Monster und Dämonen.
Wer so beschrieben wurde, für den gab es eigentlich nur einen Namen.
Mandra Korab!
Aus einem alten Maharadscha-Geschlecht stammend, hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, das Böse auf der Welt zu bekämpfen.
Dabei konzentrierte er sich besonders auf den asiatischen Raum. Zu seinen größten Feinden gehörte die indische Totengöttin Kali. Gegen sie und ihre Diener hatte er schon oft genug gekämpft, doch das war momentan für ihn nicht aktuell. Ihn hatte ein anderer Grund auf die Dschunke geführt.
Vielleicht brauchte er nicht länger zu warten. Möglicherweise bahnte sich noch in dieser Nacht die Entscheidung an. Mandra Korab wünschte es sich. Lange genug hatte er gesucht und geforscht.
Auch die letzte Ratte hatte die Brigantine verlassen, so daß sich Mandra jetzt an die Durchsuchung des Schiffs machen konnte. Es war zwar eine Dschunke, doch man hatte sie den Gegebenheiten entsprechend umgebaut. Kein Tourist wollte mehr in einem stinkenden Lagerraum unter Deck hausen, wie es früher einmal der Fall gewesen war. Wenn schon eine Fahrt auf einer Dschunke, dann so bequem wie möglich.
Überall verteilt standen Sitzbänke. Sie waren mit einer dunklen Lackfarbe gestrichen worden. Es gab ausklappbare Tische, die morgen vor die Bänke gestellt wurden, wobei an Bord kommende Händler keine Schwierigkeiten hatten, ihre frischen Waren loszuwerden. Von der Ananas über die Kiwifrucht bis hin zum Reisschnaps wurde ihnen alles abgekauft.
Es war nicht still an Bord. Ein leichter Wind fuhr immer über das

Wasser. Er kräuselte die Oberfläche zu Wellen, die auch gegen die äußeren Bordwände der Dschunke liefen, mit leise klatschenden Geräuschen gebrochen wurden, und das Schiff wurde durch die Unruhe der Wellen leicht bewegt.

Irgendwo knarrte immer etwas. Entweder die Takelage oder das alte Holz und auch die Taue, in denen Geister zu wohnen schienen, weil sie so ächzten und schabten.

Äußerlich war die Dschunke auf alt getrimmt worden. Unter Deck war sie modern, denn es gab sogar einen Maschinenraum. Man verließ sich nicht allein auf das Segel.

Bisher hatte sich Mandra Korab nur auf dem Deck aufgehalten.

Hier bekam er nicht viel mit, deshalb wollte er sich zunächst einmal im Bauch des Schiffs umsehen.

Der Inder war nicht nach Landessitte gekleidet, sondern trug moderne Kleidung, in der er sich auch bewegen konnte. Hose, Hemd, Jacke.

Natürlich war er auch bewaffnet. In einem Spezialgürtel steckten vier der sieben Dolche.

Drei davon fehlten ihm nach wie vor. Es war ihm trotz anstrengender Suche auch in den letzten Wochen nicht gelungen, alle von Luzifer gestohlenen Dolche zu finden.

Es war in der ersten Zeit schwer für Mandra gewesen, sich damit abzufinden, doch nun hatte er die Tatsache überwunden. Er hatte nur beschlossen, auf die wiederbeschafften vier Dolche sehr genau achtzugeben, damit ihm das gleiche nicht noch einmal passierte.

Wenn er an die Dolche dachte, so beschäftigten sich seine Gedanken auch mit John Sinclair, dem Geisterjäger und dem persönlichen Freund des Inders. John und Suko hatten Mandra bei der Suche nach den sieben verschwundenen Dolchen geholfen und sogar die Hauptarbeit übernommen, aber es war ihnen nicht gelungen, eine Spur der letzten drei Dolche zu finden. Sie blieben irgendwo verschollen.

Auch wenn es in diesem Fall nicht um die Dolche ging, so kam Mandra Korab nicht darum herum, immer wieder an die Waffen zu denken. Sie hatten zu seinem Leben gehört wie der Sauerstoff in der Atemluft.

Ein Geräusch, das überhaupt nicht in die allgemeine Szenerie paßte, schreckte Mandra aus seinen Gedanken hoch.

Augenblicklich spannte sich sein Körper. Breitbeinig hatte er sich aufgebaut und lauschte.

Das Geräusch wiederholte sich nicht. Dennoch war Mandra sicher, keiner Täuschung erlegen zu sein. Da hatte sich etwas getan, und zwar auf der Dschunke.

Mandra wußte leider nicht, ob es am Bug, mittschiffs oder am Heck

aufgeklungen war. Da er sich mittschiffs aufhielt, stand er praktisch genau dazwischen.

Er blickte zum Bug hin und sah dort die höheren Aufbauten der Dschunke. Dieser kastenähnliche Gegenstand war nachträglich errichtet worden. Er beherbergte ein Restaurant mit original chinesischer Küche.

Auf dem Dach des Aufbaus standen zahlreiche Liegestühle, die immer als erste belegt waren, wenn die Dschunke ablegte. Jetzt waren die Stühle allerdings zusammengeklappt.

Am Bug befand sich auch das Ruderhaus. Von dort konnte die Brigantine auch motormäßig gesteuert werden.

Wenn nur nicht das Geräusch gewesen wäre. Die Ratten hatten es nicht verursacht. Da steckte jemand anderer dahinter.

Mandra bewegte sich vorsichtig auf das Restaurant zu. Die beiden Türhälften waren geschlossen. Der rote Lack zeigte auf jeder Hälfte den Teil eines grünen Drachen, der sein Maul weit aufgerissen hatte.

Da das Schiff dümpelte, bewegten sich auch die Türteile. Sie knarrten leise, zitterten und vibrierten kaum wahrnehmbar. Nur wenn ein etwas stärkerer Wind über das Deck strich, bewegten auch sie sich stärker.

Leider war die Tür nicht durchsichtig. Mandra konnte nicht sehen, ob jemand innerhalb des Restaurants lauerte.

Er wollte es herausfinden.

Einen halben Schritt vor der Tür blieb er stehen. Wieder mußte er daran denken, daß die Ratten das Schiff verlassen hatten. Sie mußten geahnt haben, daß die Brigantine dem Tod geweiht war. Nur hatte Mandra keine Lust, das voraussichtliche Schicksal des Schiffs zu teilen.

Seine Jacke stand offen. Aus dem Spezialgürtel ragten die Griffe der vier Dolche. Mandra war bereit, blitzschnell zuzugreifen und die Waffen zu schleudern.

Noch traute er sich nicht, sicherte nach hinten. Am Heck war alles ruhig.

Keine Gefahr lauerte.

Wenigstens keine sichtbare…

Mandra fühlte, wie die Spannung stieg. Für ihn war die Luft längst nicht mehr so klar und frei zu atmen wie noch vor einigen Minuten. Er glaubte fest daran, daß sich auf der Dschunke etwas verändert hatte, wobei er nicht sagen konnte, um was es sich dabei handelte.

Mandra Korab hatte vor seinem »Besuch« Erkundigungen über die Dschunke und deren Besatzung eingezogen. Dabei hatte er keinen Anhaltspunkt dafür gefunden, daß der Kapitän oder ein anderes Mitglied der Mannschaft mit der Hölle paktierte.

Es war alles normal…

Bis eben auf das Geräusch und auf die Ratten, die das Schiff in einer

panikartigen Weise verlassen hatten.
Mandras Magen zog sich ein wenig zusammen, als er seinen Arm ausstreckte und den Handteller gegen die linke Hälfte der geschlossenen Schwingtür legte.
Er drückte sie nach innen.
Sie setzte ihm sogar Widerstand entgegen, denn sie war ziemlich schwer. In das Restaurant fiel kaum Mondlicht, auch wenn die Scheiben zu beiden Seiten ziemlich groß waren. Natürlich hätte Mandra auch durch sie schauen können, doch er gehörte zu den Typen, die stets den direkten Weg gingen.
Mandra Korab schlüpfte durch den Spalt. Hinter ihm schwappte die Türhälfte wieder zurück und streifte noch seinen Rücken.
Der Inder blieb stehen. Seine Augen mußten sich erst an die seltsame Dämmerung gewöhnen.
Vor ihm lag ein Gang. Rechts und links davon standen die Tische mit den Sitzbänken. Ein leichter Küchengeruch lag noch in der Luft.
Am Ende des Gangs gab es eine Tür, die in die Küche führte, wo während der Fahrt zwei Köche damit beschäftigt waren, sich um das leibliche Wohl der Gäste zu kümmern.
Der Raum war leer.
Tief atmete Mandra durch. Wahrscheinlich hatte er sich getäuscht und drehte sich um. Hier war nichts zu sehen.
Noch in der Bewegung hörte er wieder das Knarren.
Mandra wirbelte herum.
Im gleichen Augenblick wurden seine Augen groß. Die Falltür oder Luke hatte er übersehen. Sie befand sich etwa einen Schritt vor der Küchentür. Das Loch war ebenso dunkel wie der Boden. Aus ihm quoll ein grauvioletter Dampf, der eine Gestalt umhüllte, die Mandra zwar erwartet hatte und die ihn dennoch schockte, als er sich so plötzlich ihr gegenübersah.
Es war der Dämon, den er suchte.
Diese grauenhafte Wesen, über das man nur flüsternd sprach und das zu einer der schlimmsten Legenden der chinesischen Mythologie gehörte.
Das Fratzengesicht!

***

Da ich keinen Whisky mehr im Haus hatte, kam Shao und brachte eine Flasche. Sie besaß ebenso einen Schlüssel zu meiner Wohnung wie Suko, der mir gegenübersaß.
Ich grinste die Chinesin mit den langen lackschwarzen Haaren an.
»Ich habe immer gedacht, es bei euch mit Antialkoholikern zu tun zu haben. Wieso hast du Whisky im Haus?«
»Als Medizin und für Besuch.«

»Da ich nicht krank bin, fühle ich mich als Besucher. In meiner eigenen Wohnung. Herrlich.« Ich klatschte in die Hände. »Dann brauche ich wenigstens nichts zu tun.«

Das übernahm Shao. Sie kannte sich aus, holte ein Whiskyglas.

Auf Eis verzichtete ich. Das edle Getränk sollte nicht durch schnödes Wasser verlängert werden.

Sukos Freundin hatte sich sommerlich gekleidet. Sie trug eine gelbe Hose, die ziemlich eng saß. Über den Oberkörper hatte sie einen locker fallenden, grobmaschig gestrickten Pullover gestreift.

Die lindgrüne Farbe stand ihr gut. Sie paßte auch zum Gelb der Hose.

Aus Spaß an der Freude waren wir drei nicht zusammengekommen.

Uns hing noch immer der letzte Fall nach, wo es uns tatsächlich gelungen war, einen der verschwundenen Dolche zu beschaffen. Er hatte sich im Besitz eines abtrünnigen Druiden befunden, der zwar aus dem geheimnisvollen Land Aibon stammte, jedoch in normaler Gestalt unter den Menschen wandelte. Jetzt gehörte die Waffe uns, denn der Druide existierte nicht mehr. Myxin hatte seinem Leben ein Ende bereitet.

Auch wir wollten den Dolch nicht behalten, sondern dem Mann zurückgeben, dem er tatsächlich gehörte.

Das war unser Freund Mandra Korab!

So einfach, wie sich die Sache anhörte, war sie in Wirklichkeit nicht.

Wir wußten beide, daß es Luzifer gelungen war, den Dolch zu manipulieren. Er gehorchte seinen Befehlen. In dieser Waffe mußte unserer Meinung nach noch der Geist des Höllenherrschers stecken.

Und den wollten wir austreiben.

Der Dolch lag auf dem Tisch. Genau zwischen Suko und mir. Es war eine seltsame Waffe, denn sie besaß eine absolut schwarze Klinge.

Dafür schimmerte der Griff in einem blutigen Rot. Wie alt dieser Dolch und die sechs anderen waren, die zu ihm gehörten, wußte selbst Mandra Korab nicht, aber es waren Waffen, die normalerweise das Böse bekämpften.

»Soll ich auch einschenken?« fragte Shao.

Ich lächelte. »Danke, das erledige ich selbst.« Ich nahm die Flasche an mich und entkorkte sie.

Sekunden später ließ ich den Whisky in das Glas gluckern, während Shao für Suko und sich Orangensaft in zwei Gläser schenkte.

»So fängt es an!« stand der Inspektor seiner Freundin bei.

»Wie?«

Suko schaute mich an. »Jeden Abend einen Schluck, das ist schon die Vorstufe zum Alkoholiker.«

»Jeden Abend trinke ich nicht.«

Shao lachte. »Wer weiß das schon? Wir können dich nicht immer unter Kontrolle halten.«

»Ihr gönnt mir auch gar nichts.«
»Dann Cheerio«, sagte Suko und hob sein Glas.
Wir tranken uns zu. Der Whisky war gut. Ich hätte mich eigentlich entspannt fühlen können, wenn da nicht der Dolch gewesen wäre.
Er bereitete mir Sorgen.
Wir hatten vor, mit ihm einen Test zu starten. Gelang er, war alles klar, ging er daneben, mußten wir die Waffe wahrscheinlich abschreiben. Das würde Mandra Korab auf keinen Fall glücklich machen, aber ich sah keine andere Möglichkeit.
Ich hatte schon versucht, ihn anzurufen, war jedoch nicht durchgekommen. Das heißt, nach Indien ja, und auch in sein prächtiges Haus, wo er lebte, nur hatte niemand abgenommen. Dort schien alles verwaist zu sein.
Dann eben nach dem Test.
Ich stellte das Glas wieder auf den Tisch und schaute Suko an, der mir zunickte und fragte, ob ich bereit sei.
»Ja.«
Die Antwort war knapp. Um den Test durchzuführen, brauchte ich ein Hilfsmittel oder eine Waffe. Je nachdem, wie man es sah.
Beides fand ich in meinem Kreuz.
Ich hatte die Kette bereits über meinen Kopf gestreift. Das Kreuz lag neben mir auf dem Sitz. Mit spitzen Fingern nahm ich es an mich und legte es auf den Tisch.
Noch berührten sich die beiden Gegenstände nicht. Dennoch erfolgte eine Reaktion. Sie bewies uns, daß wir mit unseren Vermutungen nicht so falsch lagen.
Es war der Dolch, der sich von dem Kreuz entfernte. Die Waffe zuckte und drehte sich einmal um die eigene Achse. Shao stieß einen leisen Ruf der Überraschung aus, während ich das Kreuz sofort wieder wegnahm und dabei spürte, wie sich das Metall erwärmt hatte.
Sobald sich das Kreuz nicht mehr in der Nähe des Dolchs befand, blieb er still liegen.
Suko nickte.
Shao holte tief Luft.
Ich runzelte die Stirn und sprach die beiden folgenschweren Worte.
»Also doch.«
Suko gab keine Antwort. Wie seine Freundin Shao lehnte auch er sich zurück und dachte über das Phänomen nach. Wir wußten jetzt mehr, aber wir waren nicht sicher, was geschehen würde, wenn sich Dolch und Kreuz tatsächlich berührten.
Mein Kreuz besaß die Kraft einer geheimnisvollen mystischen Magie.
Es war ein phantastischer Gegenstand, über dessen Entstehung noch immer der Schleier des Geheimnisses lag, obwohl ich wußte, daß mein Kreuz von Hesekiel erschaffen worden war.

Erst kürzlich war ich selbst durch eine magische Reise in die Vergangenheit mit den alten Kräften konfrontiert worden und hatte das erlebt, was Geschichtsschreiber oder Erzähler alttestamentarisch niedergelegt hatten.

Über Babylon wußte ich ein wenig, über die Gefangenschaft des jüdischen Volkes, aber ich hatte den Erschaffer des Kreuzes, Hesekiel, nicht kennengelernt.

Das Kreuz war sehr stark. Und wahrscheinlich würde es mächtiger sein als der Dolch.

Im Klartext hieß das: Die Kraft meines Kreuzes würde es möglich machen, den Dolch zu zerstören. Wenn das geschah, mußte auch Mandra Korab davon in Kenntnis gesetzt werden. Nur wußte keiner von uns, wie er reagieren würde.

Suko sagte: »Du denkst an Mandra, wie?«

»Ja.«

»Es ist schwer, John, ich weiß. Aber wenn wir den Dolch so lassen, setzen wir uns eine Laus in den Pelz.«

Davon war auch ich überzeugt. Deshalb wollte ich einen zweiten Versuch wagen. Diesmal direkter. Kreuz und Dolch mußten Kontakt miteinander bekommen.

Vielleicht hatten wir ja Glück.

Ich beugte mich vor. Die Verantwortung ruhte allein auf mir.

Schließlich war ich der Träger des Kreuzes, das unter anderem mit den Kräften der vier Haupterzengel gefüllt worden war.

Luzifer hatte auch einmal zu den Erzengeln gehört. Er war besiegt worden. In der ewigen Verdammnis gefangen, versuchte er immer wieder, seine bösartigen Taten und Pläne durch die Hilfe zahlreicher Diener in die Praxis umzusetzen.

Wo er erschien, regierte das Böse.

Shao stand noch einmal auf. Sie löschte das große Licht. Nur die Stehlampe mit dem gebogenen Arm stand noch in der Nähe. Ihre Helligkeit reichte völlig aus, um auch den Tisch zu beleuchten, wo die beiden so unterschiedlichen Gegenstände lagen.

Als die Chinesin wieder Platz genommen hatte, versuchte ich es.

Meine Finger zitterten ein wenig, als ich das Kreuz berührte. Ich konnte es einfach nicht vermeiden, weil zuviel auf dem Spiel stand.

»Soll ich den Dolch halten?« fragte Suko.

»Nein, laß mal.«

Ich wollte nicht, daß sich mein Freund einmischte. Das ging allein mich, den Träger des Kreuzes, an.

Shao saß steif in ihrem Sessel. Auch ihr Gesicht bildete eine Maske.

Sie hatte die Lippen fest zusammengekniffen, die Hände zu Fäusten geballt.

In den nächsten Sekunden würde es sich entscheiden, ob wir es

schaffen konnten, die Magie des Dolchs zu zerstören.

Ich war schnell. Noch einmal sollte er mir nicht entwischen. Bevor der Dolch eine Gegenkraft aufbauen konnte, hatte ich das Kreuz bereits auf die Klinge gelegt.

Es kam zu einer Reaktion!

Kein Strahlen, kein Licht, keine lautlosen, gleißenden Detonationen.

Wir spürten etwas anderes, einen kalten unheimlichen Hauch, der uns streifte wie ein Guß Eiswasser.

Keiner wagte sich zu rühren. Wir saßen starr auf unseren Plätzen.

Wobei ich das Gefühl hatte, allmählich zu Eis zu werden.

Und dann sahen wir das Gesicht.

Es schwebte innerhalb des Raums und stand so, daß Shao, Suko und ich es erkennen konnten.

Schwarzblau die Farbe. Auch ein Grauschimmer war zu sehen.

Dabei sah es nicht einmal schlimm aus, nur der Ausdruck des Gesichts störte mich. Er zeigte einen solchen Hochmut und eine so große Menschenverachtung, wie ich sie noch nie zuvor gesehen hatte.

Das Gesicht stand nur für die Dauer eines Gedankensprungs vor unseren Augen, dann verschwand es.

Und mit ihm die Kälte.

Noch immer saßen wir da und rührten uns nicht. Das Kreuz lag auf dem Tisch. Es verdeckte die Dolchklinge zum Teil, die sich, das konnten wir jetzt schon erkennen, nicht verändert hatte.

Nur unsere Atemzüge waren zu hören. Shao unterbrach das Schweigen.

»Was war das?«

Suko fühlte sich angesprochen. Als Antwort hob er die Schultern.

Er wußte nichts.

»Und du, John?«

Ja, was sollte ich sagen? Ich atmete tief ein, und ich hatte einen Verdacht, wobei ich kaum wagte, ihn auszusprechen, weil er einfach zu unwahrscheinlich war.

Auch die anderen schwiegen. Keiner wußte etwas zu sagen.

Vielleicht hatten sie den gleichen Gedanken wie ich, aber ich mußte mir alles noch einmal durch den Kopf gehen lassen.

Wieder regte sich Shao. Sie griff zum Glas. Mit einer seltsam steifen Bewegung führte sie es zum Mund. Auch trank sie in sehr kleinen Schlucken. Danach behielt sie das Glas eine Handbreit vor ihren Lippen und sagte mit kaum zu verstehender Stimme: »Ich glaube, das war er.«

Jetzt fand ich den Mut zu einer Antwort: »Luzifer!«

Suko zuckte zusammen. Er hatte mich ebenso verstanden wie Shao. Es war kaum zu fassen, er hatte schwer an dieser Antwort zu knacken, nickte und fragte gleichzeitig: »Wie kommst du darauf?«

»Asmodis jedenfalls war es nicht«, gab ich leise zurück. »Nein, auf keinen Fall. Hast du die Kälte gespürt? Das war ein Wesen, das noch über dem Teufel steht. Ich kann es kaum ausdrücken. Es war das absolut Böse, so schlimm, daß ich es nicht ausdrücken kann. Tut mir leid, ich finde keine Worte.«

Das Nicken meiner Freunde bestätigte mich. Wir schauten gemeinsam auf den Dolch, sahen ihn liegen, und er war ebenso unbeschädigt wie das Kreuz.

Beide hatten einander nichts getan, aber das Böse, das in der Klinge steckte, war gewichen.

Wir konnten uns gratulieren. Es wäre fatal gewesen, Mandra Korab den Dolch einfach zu geben, ohne daß ein Test durchgeführt worden wäre. »Luzifer«, murmelte ich. »Mein Gott, ich kann es noch immer nicht fassen!« Mit der flachen Hand schlug ich gegen meine Stirn.

»Was macht dich so sicher?« fragte Suko.

»Die Geschichte.«

Erstaunt schaute mich der Inspektor an. Auch Shao mischte sich ein.

»Das verstehen wir nicht.«

Ich lächelte. »Das kann ich mir vorstellen. Es ist auch ein wenig kompliziert. Ihr kommt aus einem anderen Land, aus einem anderen Erdteil. Aus einer anderen Mythologie.«

»Sag es schon!« verlangte Suko.

Ich kam mir vor wie ein orientalischer Geschichtenerzähler, doch das war ich nicht. Hier ging es um knallharte Tatsachen, um die Dinge, die einmal die Weichen des Lebens gestellt hatten. Ich senkte den Kopf und runzelte die Stirn. »Ihr wißt beide, daß es vor kaum vorstellbarer Zeit zur großen Auseinandersetzung gekommen ist. Es war der Kampf zwischen Gut und Böse. Damals hat sich alles entschieden, da sind die Weichen wirklich gestellt worden. Die Engel probten den Aufstand. Nur einige stellten sich gegen das Gute. Chef dieser Aufrührer war ein gewisser Luzifer. Er ist in einem entscheidenden Kampf von dem Erzengel Michael in die ewige Verdammnis gestürzt worden. Und mit ihm die Schar seiner zahlreichen Helfer…«

»Das wissen wir alles«, sagte Suko.

»Natürlich, ist klar. Das war auch nur eine Einführung. Natürlich hat den großen Kampf niemand beschreiben können. Man ist und war auf Vermutungen angewiesen, wie er sich im einzelnen abgespielt haben soll. Viele Künstler haben Zeichnungen angefertigt. In den entsprechenden Büchern sind sie zu sehen. Natürlich ist das alles menschlichen Vorstellungen entsprungen. Die Wahrheit weiß wohl keiner. Aber die Menschen haben nicht nur die gute Seite gezeichnet, sich vorstellbar gemacht, sondern auch die andere, die böse. Man hat Luzifer beschrieben, Freunde!«

Als ich den letzten Satz sagte, schauten mich Shao und Suko so

überrascht an, als wollten sie mir keinen Glauben schenken. Die Chinesin sagte auch: »Das kann ich mir nicht…« Sie hob die Schultern. »Tut mir leid, John. Du hast nie darüber gesprochen.«

»Weil ich nicht wußte, wie weit die Berichte der Wahrheit entsprechen.«

»Und jetzt weißt du es?« fragte Suko.

»Ich hoffe es zumindest.«

»Dann los!«

»Man hat Luzifer, obwohl er als die Ausgeburt des Bösen gilt, stets als Engel beschrieben. Anders als bei Asmodis, seinem Statthalter. Luzifer ist und war ein Engel. Er soll seine Gestalt behalten haben. Nicht in der strahlenden Schönheit oder dem überirdischen Glanz, sondern in einem dunklen Ton. Grau, blau, schwarz, violett. Die Farben der Verdammnis, kann man sagen. Aber seine Gestalt wurde nicht geändert. Zu dieser Gestalt gehört auch das Gesicht. Wir haben es gesehen, und es entsprach den Beschreibungen, die man von Luzifer abgab.« Meine Stimme wurde jetzt drängender. »Habt ihr diesen Hochmut gesehen, der sich in den Zügen abzeichnete? Die Arroganz, mehr als alle anderen zu sein. Habt ihr es bemerkt, Freunde? Er wollte sich damals gegen das Höchste stemmen, das es überhaupt gab. Sein Hochmut war wirklich unbeschreiblich. Er wollte keinen anderen anerkennen. Und dieses habe ich in dem Gesicht gesehen. Einen unbeschreiblichen Hochmut, eine Verachtung, wie sie wirklich einmalig ist. Davor bekam ich Angst…«

Ich legte eine Pause ein, damit meine Freunde über die Worte nachdenken konnten.

Suko schaute Shao an. Über ihre nackten Arme lief eine Gänsehaut.

Die Augendeckel flatterten, sie schluckte ein paarmal und nickte, bevor sie den Mund öffnete und flüsternde Worte sagte. »Ja, das stimmt. Auch ich habe es bemerkt. Ich fühlte den eiskalten Hauch und kam mir plötzlich klein vor. So nichtssagend, überhaupt nicht anerkannt als Individuum. Es war auch für mich unfaßbar. Ich habe so etwas noch nie durchgemacht.«

»Dann war es also Luzifer!« stellte Suko fest, wobei er gleichzeitig den Satz ein wenig fragend sprach.

Ich nickte. »So kann man es sehen.«

»Und er steckte in dem Dolch. Vielmehr sein Geist«, fuhr Shao flüsternd fort.

Weder Suko noch ich widersprachen. Wir konnten nur froh sein, daß alles so normal abgelaufen war. Niemand von uns war zu Schaden gekommen, die Kraft meines Kreuzes hatte uns gerettet.

Der Inspektor nahm den Dolch an sich. Er schaute ihn genau an und schüttelte den Kopf. »Kaum zu glauben«, sagte er leise. »Daß dieser Geist einmal in der Waffe gesteckt haben soll.«

»Und in zwei weiteren noch steckt«, fügte ich hinzu. »Denk daran, daß die beiden Dolche im Lande Aibon verschwunden sind. Wir haben erst fünf zusammenbekommen.«
»Fragt sich nur, was Luzifer damit vorhat!« murmelte Shao. »Etwas Gutes bestimmt nicht.«
»Das kannst du laut sagen.«
»Was machen wir mit Mandra?« fragte Suko. »Rufen wir ihn an? Geben wir ihm brieflich Bescheid?«
Ich stand auf. »Am besten wäre es, wenn wir ihn telefonisch erreichen könnten.«
»Dann versuch es, Partner.«
»Das will ich auch.«
Ich meldete ein Gespräch nach Indien ein. Leider konnte ich nicht direkt durchwählen. Wann die Verbindung stand, lag in den Sternen. Ich sollte nur warten.
Das taten wir auch. Draußen war es mittlerweile dunkel geworden. Ein klarer Frühlingstag neigte sich seinem Ende entgegen.
Im Westen schimmerte der Himmel in einem matten Rot. Das deutete auch für den nächsten Tag auf schönes Wetter hin.
Natürlich warteten Suko und Shao. Die beiden wollten schließlich wissen, wie es weiterging. Vielleicht würde Mandra sogar bei uns hier in London erscheinen, um sich die Waffe persönlich abzuholen.
Bei ihm war man vor Überraschungen nicht sicher.
Mal sehen…
Eine halbe Stunde war vergangen. Das Gespräch stand noch nicht.
Ich bekam allmählich Hunger. Auch Suko wollte etwas essen, und Shao versprach, uns eine Kleinigkeit zu kochen. Ich hatte als Junggeselle kaum etwas im Kühlschrank. Shao ging nach nebenan, um einige Dinge zu holen. Suko und ich warteten.
Wieder vergingen mehr als dreißig Minuten. Allmählich wurden wir ungeduldig.
»Da fliegen sie zum Mond und noch weiter, aber ein Telefongespräch nach Indien…«
Das Läuten des Apparats unterbrach meinen Freund. Er schaute mich starr an und blickte auch noch hinter mir her, als ich aufgesprungen war und abgehoben hatte.
Es war tatsächlich das Gespräch. Obwohl noch niemand etwas gesagt hatte, hörte ich es an den Nebengeräuschen, die praktisch alles überlagerten, nur nicht meine Stimme, denn ich sprach ziemlich laut.
Und bekam Antwort. Leise, kaum verständlich. Dennoch hörte ich heraus, daß ein Mann sprach. Und er redete englisch.
»Bist du es, Mandra?«
»Nein.«
»Sondern?«

Ich bekam einen Namen gesagt, den ich nicht richtig verstand.

Dahmal oder Dalan, so ähnlich jedenfalls. Das spielte auch keine Rolle, da ich Mandra Korab sprechen wollte.

»Der Sahib ist nicht da!«

Diese Antwort überraschte mich ein wenig. »Wo steckt er denn? Wie kann ich ihn erreichen?«

»Überhaupt nicht.«

»Was soll das heißen?«

»Er ist verschollen!«

»Was?«

»Ja, Sahib. Mandra Korab ist in Hongkong verschollen. Wir haben nichts mehr von ihm gehört. Vielleicht ist er sogar tot. Die Feinde sind grausam.«

Ich war bleicher als bleich geworden. Es sah böse aus, und ich fragte weiter. »Wie konnte das passieren? Was hat er in Hongkong gesucht?«

»Einen Dämon. Ein grausames Wesen. Er ist auferstanden, glaube ich.«

»Von wem sprichst du?«

»Es ist das Fratzengesicht!«

Ich wiederholte meine Frage und bekam die gleiche Antwort.

Fratzengesicht. Demnach hatte ich mich nicht verhört. Mandra Korab war in Hongkong einem Dämon auf der Spur, den man das Fratzengesicht nannte. Nur hatte Mandra sich nicht mehr gemeldet, und der Diener in seinem Haus befürchtete, daß seinem Sahib etwas zugestoßen war. »Weißt du mehr darüber?«

»Nein, nichts.«

Ich wollte noch etwas fragen, es hatte keinen Sinn. Wir mußten uns selbst ein Bild von dem machen. Innerhalb von Sekunden hatte ich meinen Entschluß gefaßt.

Ich bedankte mich noch einmal und legte auf. Als ich mich umdrehte, stand Schweiß auf meiner Stirn. Suko und Shao, die an der Küchentür standen, hatten nur Fetzen des Dialogs mitbekommen.

Sie wollten natürlich wissen, was geschehen war.

Ich sagte es ihnen auch. »Wir fliegen nach Hongkong!«

***

Als Mandra Korab den Nebel und diese schreckliche Gestalt sah, wußte er, daß ihn sein Verdacht nicht getrogen hatte. Es gab das Fratzengesicht!

Der Dämon stand vor ihm!

Ein kaum beschreibliches Bild, denn dieser Unheimliche bestand nur aus einem Kopf.

Mehrfach so groß wie der eines Menschen und eine Ausgeburt der Hölle. Dieser Dämon besaß zwei Gesichter.

Ein Januskopf!
Mandra Korab hielt den Atem an. In seinen Augen brannte es, als er nach vorn starrte und die beiden Gesichtshälften genau erkennen konnte.
Die rechte war die eines Chinesen. Deutlich war das Profil zu erkennen.
Die flache Nase, die Mongolenfalte an dem Auge, die buschige, nach oben stechende Braue, der schmale Mund mit dem verkniffenen Winkel und die eine Seite des schmalen Oberlippenbarts, dessen Spitze noch über das Kinn reichte. Das alles war schon schaurig genug, doch bei einem Chinesen rote Haare zu sehen, war selbst für Mandra, dem schon viel begegnet war, mehr als ungewöhnlich. Das Haar schien leicht in die Höhe geföhnt worden zu sein.
Jede Strähne zeigte eine blutige Farbe, als wären die Glutstrahlen einer untergehenden Äquatorsonne auf die Schädelhälfte gefallen.
Das war die rechte Seite. Die linke sah völlig anders aus.
Sie zeigte eine Vampirfratze!
Nichts Chinesisches mehr, sondern europäische Gesichtszüge.
Grau das Haar, kein roter Schimmer mehr, auch hier eine buschige Augenbraue. Kräftig die Nase, die leicht gebogen aus dem Gesicht hervorsprang. Dann der offenstehende Mund und der lange Vampirhauer, der weit hervorstach. Nach der Unterlippe knickte der Kiefer ein wenig weg, so daß das Kinn scharf hervorspringen konnte.
Die Farbe des Gesichts wirkte wie graue Asche.
Eines jedoch hatten beide Kopfhälften gemeinsam. Die Kälte in den Augen. Eine völlige Gefühllosigkeit, die Mandra sogar trotz des Nebels erkennen konnte.
Er hielt den Atem an. Die beiden Kopfhälften waren so seltsam zusammengewachsen, daß der Eindruck entstand, jemand hätte sie angeklebt.
Vergeblich suchte Mandra den Körper. Eigentlich besaß jedes Wesen einen solchen. War es nun ein Mensch oder ein Dämon. Nur die Körper sahen oftmals verschieden aus.
Hier nicht.
Sollte das Fratzengesicht einen Körper besitzen, so verschwamm er in den violetten Nebelschwaden, die aus der geheimnisvollen Tiefe des Schiffes stiegen und sich allmählich innerhalb des Bordrestaurants ausbreiteten.
Als Mandra Korab seinen ersten Schreck überwunden hatte, fiel seine Hand fast automatisch auf einen der vier Dolchgriffe. Er umklammerte ihn hart.
Sollte der andere ihn anzugreifen versuchen, würde er die Waffe schleudern.
Das geschah nicht. Das Fratzengesicht löste sich plötzlich auf. Der

Nebel drang dichter aus der Luke und verschluckte das Gesicht des Dämons.

Mandra Korab stand da und wollte es nicht glauben. Mit der freien Hand wischte er über seine Augen. Es war unmöglich, er hatte sich nicht getäuscht, das Fratzengesicht hatte sich ihm gezeigt, nun war es verschwunden.

Letzte Nebelschwaden, die noch aus der Luke hervorkrochen, bewiesen ihm, daß er keiner Halluzination zum Opfer gefallen war.

Mandra war wieder allein. Er stand dicht hinter der Eingangstür und schaute in den Gang zwischen den beiden Tischreihen. Der Inder hörte sein eigenes Herz laut schlagen, so still war es mittlerweile geworden.

Selbst das leise Klatschen der Wellen gegen die Bordwand blieb für Mandra Korab zurück.

Er wußte natürlich nicht, wohin sich das Fratzengesicht gewandt hatte.

War es geflohen? Wenn ja, weshalb? Oder lauerte es nur in einem anderen Versteck?

Für Mandra waren die folgenden Sekunden angefüllt mit Nachdenken.

Er mußte das Fratzengesicht finden. Und er glaubte daran, daß es das Schiff nicht verlassen hatte.

Aus diesem Grund ging er noch einmal zurück, um sich wiederum außerhalb des Restaurants umzusehen.

Die Schwingtür schleifte an den Planken, als er sie aufstieß. Im Freien war es etwas kühler. Wind fuhr Mandra ins Gesicht. Er brachte den typischen Hafengeruch mit. Der Gestank von Verfaultem mischte sich mit dem Geruch des brackigen Wassers.

Das Deck war leer. Wenigstens der Teil, den Mandra von seinem Standort überblicken konnte. Keine Spur von diesem widerlichen Januskopf, auf den es ihm so ankam.

Er war geflohen!

Mandra grinste scharf, als er daran dachte. Aus der Sicht seines Gegners bestand kein Grund, kurzerhand zu fliehen. Es sei denn, er hatte etwas vor. Einen Plan, den er nicht aufschieben konnte.

Mandra Korab gelangte immer mehr zu der Überzeugung, daß dies tatsächlich so war. Dann hatte er die Möglichkeit, die Brigantine genauer unter die Lupe zu nehmen. Daß mit dieser Dschunke etwas nicht stimmte, war ihm längst klargeworden.

Der Inder zog sich wieder zurück. Er ließ die Türhälfte zurückschwappen und hielt sie noch an, bevor sie mit der anderen auf gleiche Höhe kam. Wieder schritt er in den Gang hinein. Mandra war schwer, die Planken unter ihm bewegten sich. Manche waren nicht so festgefügt, sie knarrten, wenn sie belastet wurden. Dieses Geräusch kam dem Inder vor wie Seufzen von lebenden Leichen.

Bis zur Luke ging er vor. Als seine Fußspitzen den Rand berührten, blieb er stehen.

Aus dem Innern des Schiffes war die unheimliche Gestalt aufgetaucht.

Begleitet von unheimlichen Nebelschwaden, die ihn wie ein Mantel schützen wollten.

Dunkel lag der Bauch des Schiffs vor Mandras Augen. Sosehr er sich auch bemühte, erkennen konnte er nichts. Zu seiner Ausrüstung gehörten nicht nur die vier Dolche, er trug auch eine Taschenlampe bei sich, die er loshakte und einschaltete.

Der Strahl stach eine helle Schneise in die Finsternis, und sein Kegel fiel auf den Boden.

Mandra glaubte, etwas schimmern zu sehen. Es konnte Wasser sein, das sich dort angesammelt hatte. Eine Bewegung, einen Menschen oder einen Dämon sah er nicht.

Die Leere des Schiffsbauchs kam ihm schon verdächtig vor.

Er hätte jetzt kehrtmachen und gehen können. Mandra war kein Typ, der so etwas tat. Er blieb. Was er sich einmal vorgenommen hatte, führte er auch durch. Deshalb wollte er in den Bauch des Schiffs.

Irgendwie würde er es auch wieder schaffen, an Deck zu klettern.

Der Inder nahm die Lampe zwischen die Zähne, ging in die Knie und stieß sich ab.

Für einen Moment hatte er das Gefühl, in die Unendlichkeit zu springen, bis er aufprallte.

Die Planken dröhnten unter seinem Gewicht. Sie zitterten auch nach.

Wasser spritzte in die Höhe, und Mandra, der seinen Schwung rasch abfing, huschte sofort zur Seite, um irgendwelchen Gegnern kein Ziel zu bieten.

Lauernd blieb er in der Finsternis stehen. Die Lukenöffnung über ihm war nur mehr zu ahnen. Ein graues Rechteck, das für Mandra im ersten Augenblick unerreichbar aussah. Durch einen Sprung würde er es nicht schaffen, deshalb wollte er auf seiner Suche auch nach einem Ausweg Ausschau halten, denn es mußte einfach andere Möglichkeiten geben, den Lagerraum zu verlassen.

Das Fratzengesicht war aus dem Bauch des Schiffs gestiegen. Was hatte es dort gewollt oder zu suchen gehabt?

Mandra nahm die Lampe und leuchtete.

Er sah die gebogenen Innenwände der Dschunke. Wie im Bauch eines Riesenfisches gefangen kam er sich vor. Mandra hörte das Klatschen der Wellen gegen die Außenwände, er merkte das leichte Schaukeln des Schiffs und ging weiter.

Schritt für Schritt tastete er sich vor. In den Rundungen des Schiffsbodens hatte sich Wasser angesammelt. Bei jedem Schritt klatschte es, wenn Mandra hineintrat.

Gesehen hatte er bisher keinen. Die Begegnung mit dem Fratzengesicht war die einzige geblieben. Er glaubte auch nicht, auf andere Gegner zu treffen. So, wie die Ratten die Dschunke verlassen hatten, hatte sich auch das Fratzengesicht verzogen.

Man verließ die Stätte des Schreckens…

Ob das so genau stimmte, wußte Mandra Korab nicht. Er hätte es jedenfalls nicht unterschrieben. Eigentlich rechnete er damit, sich durch einen mit Proviant gefüllten Lagerraum zu bewegen. Dieses Schiff brauchte Nachschub, die Touristen wollten verpflegt werden, und man mußte das Zeug irgendwo unterbringen, doch Mandra sah weder Kisten, Kartons noch kleine Container.

Und dennoch war etwas auf dem Schiff, das Mandra nicht sah und nicht sehen konnte.

Geister sind unsichtbar.

Plötzlich griffen sie ein.

Mandras Lampe verlöschte!

Stockdunkel war es. Er selbst hatte nichts zum Verlöschen der Lampe beigetragen. Eine andere Kraft hatte in diesem Fall die Regie übernommen. Er versuchte ein paarmal, die Taschenlampe wieder einzuschalten. Einen Erfolg erreichte er nicht. Die Lampe blieb tot.

Mandra schüttelte den Kopf. Die Batterie war so gut wie neu. Ein technischer Defekt konnte es nicht sein. Demnach hatten ihm andere Kräfte einen bösen Streich gespielt, der noch nicht beendet war, denn ein Knall ließ ihn zusammenzucken.

Nach dieser Reaktion stand der Inder wieder still. Er hatte sich leicht geduckt. Selbst er, der einiges hinter sich hatte, konnte nicht vermeiden, daß eine Gänsehaut über seinen Rücken rann. Die offene Luke war sein Ausweg gewesen.

Man hatte ihm diesen genommen.

Aber wer?

Mandra blieb in der Dunkelheit stehen und lauschte. Das plötzliche Verlöschen der Lampe mußte etwas zu bedeuten haben. Hier hatte Magie die Technik überwunden, der Geist des Fratzengesichts hielt sich auch unter Deck.

Die Ruhe bezeichnete Mandra als die Stille vor dem Sturm. Er hörte jetzt deutlicher das Wasser, das gegen die Bordwand schlug, und er vernahm etwas anderes.

Schreie!

Leise, wehende Schreie, sich zu einem Singsang vereinigend. Hoch und jammernd schrien die Stimmen. Auch klagend und bebend. Sie waren überall. Mandra hörte sie vorn, hinten, rechts und links. Sie strömten auf ihn ein, und so leise sie waren, ihre Monotonie brachte es mit sich, daß Mandra anfing, sich zu fürchten.

Er war kein ängstlicher Mensch und wunderte sich selbst, daß ihm so

etwas passierte. Auf der Stelle drehte er sich im Kreis. Er wollte sehen, vielleicht zeigten sich ihm die unbekannten »Sänger«.

Mandra dachte an lebende Tote, die das Fratzengesicht hier irgendwo versteckt hielt, er sollte sich irren.

Die Geister waren da, nur konnte er sie nicht packen. Es waren keine festen Gestalten, sondern Wesen, die ihren Platz innerhalb der Brigantine gefunden hatten.

Sie schwebten auch nicht wie Schleier auf ihn zu, sondern zeigten sich auf andere Art und Weise.

Die Innenseiten der Bordwände begannen zu glühen. Es war ein kaltes violettblaues Leuchten, das an verschiedenen Stellen abstrahlte und sich allmählich verdichtete.

Mandra sah Gesichter.

Violette Fratzen mit geschlitzten Augen und offenen Mäulern. Jedes Gesicht unterschied sich in Kleinigkeiten von dem anderen.

Eines jedoch hatten sie gemeinsam.

Die beiden spitzen Vampirhauer!

***

Raketenartig schoß Suko aus seinem Sessel hoch. »Was sagst du?« fuhr er mich an. »Wir fliegen nach Hongkong? Oder habe ich mich verhört?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das hast du nicht.«

»Aber wieso…?«

Ich verließ meinen Platz am Telefon und setzte mich ebenfalls.

»Mandra ist verschollen.«

»Nein!«

»Tut mir leid, Shao, daß ich dir keine bessere Nachricht geben kann. Es ist nun einmal so.«

Sie und Suko waren zu überrascht, um eine weitere Frage stellen zu können. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, wobei ihre Blicke auffordernd und gleichzeitig fragend an meinen Lippen hingen.

»Du hast mit Indien telefoniert und nicht mit Hongkong«, meinte Suko nach einer Weile.

»Das ist richtig.« Ich berichtete in Einzelheiten von dem Gespräch und sagte zum Schluß: »Mandra hat sich auf die Suche nach einem gefährlichen Dämon begeben. Dem Fratzengesicht!«

Ich kenne Suko einige Jahre. Noch nie in der Zeit habe ich ihn schlagartig so blaß werden sehen wie in diesen Augenblicken. Jegliche Farbe wich aus seinem Gesicht. Er wurde regelrecht blutleer.

Seine Mundwinkel zuckten. Er sah so aus, als wollte er etwas sagen, dennoch brachte er kein Wort hervor.

»Was hast du?« fragte ich ihn.

Shao gab die Antwort. »Weißt du überhaupt, was du da gesagt hast,

John?«
»Natürlich.«
»Nein, du weißt es nicht!« Suko schüttelte den Kopf. »Dann hättest du es nicht so leicht dahergesprochen.«
Allmählich wurde ich sauer. »Verflixt noch mal, kann mir denn keiner erklären, weshalb ihr so komisch reagiert? Was ist überhaupt los? Was hat euch so geschockt?«
»Das Fratzengesicht!« flüsterte Suko.
»Das habe ich mittlerweile auch bemerkt. Man hat mir davon berichtet, aber was ist so schlimm daran?«
»Alles.« Suko schüttelte den Kopf. Er nahm sein Glas hoch und trank es hastig leer. »Ich will versuchen, es dir zu erklären. Jede Zeit, jedes Land hat gewissermaßen seinen eigenen Dämon. So ist es auch mit dem Fratzengesicht. Er ist der Dämon überhaupt. Ein grauenhaftes, schreckliches Monstrum. Eine Ausgeburt des Bösen. Ich setze ihn gleich mit dem Schwarzen Tod, denn das Fratzengesicht ist einer in zwei oder zwei in einer.«
»Das verstehe ich nicht«, sagte ich ehrlich.
»Machen wir es anders, John. Du kennst einen Januskopf.«
»Klar. Dagegen habe ich vor Jahren mal gekämpft. Du wirst dich daran erinnern.«
»Sicher. Und so ein Januskopf ist auch das Fratzengesicht, wenn man den alten Geschichten und Legenden Glauben schenken soll. Viele wollen nichts damit zu tun haben. Sie ignorieren es. Manche Eltern erschrecken ihre Kinder damit. Das Fratzengesicht ist das Böse an sich.«
»Kannst du nicht konkreter werden?«
»Moment, John, Moment. Ich sprach von einem Januskopf. Die eine Seite des Kopfes besteht aus einem Vampirschädel, der völlig normal aussieht.«
»Was heißt das?«
»Wie du dir eben einen Vampir vorzustellen hast. Sogar europäische Gesichtszüge trägt er.«
»Gut. Und die zweite Hälfte?«
»Ist ein chinesisches Gesicht. Dämonisch, unheimlich. Dieses Gesicht vereinigt den Vampirismus und die menschlichen Abgründe. Jede Hälfte allein ist schon schlimm genug. Kommen beide zusammen, ist das Grauen perfekt.«
»Mehr weißt du nicht?«
»Ja und nein. Ich berichtete dir, daß die Menschen nur flüsternd von dem Fratzengesicht erzählten. Man hat diesen Dämon auch den Kinderschlucker genannt. Es gibt die alten Geschichten aus dem Orient, wo man Kindern Angst machte, wenn sie nicht gehorchen wollten. So ähnlich verhielt es sich auch hier. Jedenfalls ist er ein

unheimlich böser Dämon, ein Faktor der Macht im Kreislauf der Schwarzen Magie.«

»Das scheint mir auch so zu sein«, erwiderte ich. »Welchen Background hat das Fratzengesicht? Wo kommt es her? Was hat es vor?«

»Genaues weiß ich nicht. Man müßte in alten Sagenbüchern nachschlagen, aber viel Sinn hat es nicht. Das Fratzengesicht ist ein Januskopf. Es kann sich der jeweiligen Situation anpassen, hält sich oft zurück und schlägt dann blitzschnell zu.«

Ich holte tief Luft. »Wenn ich das so höre, Suko, scheint Mandra auf einen Gegner getroffen zu sein, der ihm überlegen ist.«

Mein Freund gab mir recht. »So kannst du es durchaus sehen, John. Das Fratzengesicht kennt keine Gnade. Wenn Mandra verschollen ist, müssen wir damit rechnen, daß er nicht mehr lebt. So ist es leider, auch wenn mir der Gedanke nicht gefallen will.«

Ich tippte gegen meine Brust. »Denkst du, mir? Nur haben wir keinen Beweis für deine Annahme. Und solange ich Mandras Leiche nicht gesehen habe, glaube ich, daß er lebt.«

»Meine Güte, wie sprecht ihr denn nur über einen Freund?« beschwerte sich Shao.

»Entschuldigung«, erwiderte Suko. »Aber Johns Ausführungen haben mich fast vom Hocker gehauen.«

Ich lachte hart auf. »Das habe ich bemerkt. Doch weiter, Suko. Ich habe davon gesprochen, in Richtung Hongkong zu düsen. Und ich bleibe bei meinem Versprechen. Wir werden fliegen und die Spur des Fratzengesichts aufnehmen. Das sind wir unserem Freund Mandra Korab schuldig. Er hätte auch das gleiche für uns getan.«

»Natürlich«, sagte Suko. »Ich wollte dir nur vorhin sagen, was alles auf uns zukommen kann.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Ich zündete mir eine Zigarette an und murmelte, während ich den Rauch ausstieß: »Eigentlich hat Mandra in Indien zu tun. Wieso ist es dann möglich, daß er nach Hongkong kommt? Hat er die Spur in Indien aufgenommen?«

»Du hättest fragen können.«

»Wen denn?«

Suko hob die Schultern. »Deinen Gesprächspartner, zum Beispiel.«

Ich winkte ab. »Der hat bestimmt nichts gewußt. Mandra ist ein Einzelgänger. Das weißt du ebensogut wie ich. Er wird sich allein auf den Weg gemacht haben, um diesen schrecklichen Dämon zu stellen. Und wir unterstützen ihn dabei.«

»Falls er noch lebt!« schränkte Suko ein.

»Das hoffe ich doch.«

»Ich auch!« flüsterte Shao.

Mir fiel etwas ein, und ich fragte Suko. »Sag mal, Alter, das

Fratzengesicht hat nicht zufällig etwas mit dem Dämon Shimada zu tun?«

»Nein, ausgeschlossen.«

Ich verzog den Mund. »Dann bin ich ja zufrieden. Wenn Shimada noch dazugekommen wäre, daran darf ich gar nicht denken.«

»Das Fratzengesicht reicht auch«, erwiderte mein Freund und Kollege.

»Du wirst dich wundern.«

»Dann bleibt uns nichts anderes übrig, als so rasch wie möglich nach Hongkong zu fliegen«, stellte ich abschließend fest.

»Genau.«

»Und ich fliege mit!« sagte Shao.

Wir schauten sie überrascht an. »Was willst du?« fragte ich erstaunt und ungläubig.

»Mitfliegen.«

»Das ist unmöglich.«

»Wieso?« Ihre Frage klang spitz.

Jetzt hatte sie mich. »Nun ja, ich meine, also, das ist ja so, Shao. Ich will dir nicht zu nahe treten, aber wenn das Fratzengesicht so gefährlich ist, könntest du für uns mehr Hindernis als Hilfe sein, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Nein, verstehe ich nicht. Traust du mir nichts zu, John?«

»So habe ich das nicht gemeint. Wir können uns wehren, kennen uns in der Magie aus…«

»Ich nicht?« Sie lachte spöttisch. »Denk nur an meine Abstammung. Ich bin nicht davon überzeugt, in Hongkong ein Hemmschuh zu sein. Tut mir leid, daß ich dir das sagen muß.«

»Sicher, du hast recht, Shao. Aus deiner Sicht.«

»Aber ich kenne Hongkong. Es war mal meine Heimat. Möglicherweise kann ich euch mehr helfen, als ihr annehmt.«

Ich schaute Suko an. »Was meinst du dazu?«

Der Inspektor atmete tief ein. »Wenn sie unbedingt mitfahren will, John, meinen Segen hat sie. Vielleicht kennt sie sich tatsächlich aus.«

»Ihr Vater lebt nicht mehr. Das ist alles Vergangenheit. Der gelbe Satan und so…«

»Natürlich. Dennoch würde ich dafür plädieren, daß Shao mitfährt. Du weißt, daß auch in ihr Kräfte schlummern, die wir nicht unterschätzen dürfen…«

Ich winkte ab. »All right, ihr habt mich überstimmt. Shao kann mitfliegen.«

»Danke, John.«

Ich wehrte ab. »Bei mir brauchst du dich nicht zu bedanken. Vielleicht kannst du uns tatsächlich helfen.« Auf dem Tisch stand ein Glasascher.

Ich drückte meine Zigarette aus und erhob mich. »Dann werde ich mal telefonieren.«
»Auch mit Sir James?« fragte Suko.
»Sicher, der Alte muß schließlich seine Zustimmung geben. Drei Flugkarten bei der Spesenabteilung durchzubekommen, wird auch für ihn nicht einfach sein.«
»Ich kann es auch privat bezahlen«, sagte Shao.
Schon am Telefon stehend, winkte ich ab. Sir James gehörte zu den Menschen, die man auch außerhalb der normalen Dienstzeit stören konnte. Zudem rief ich nie wegen irgendwelcher fadenscheinigen Gründe an, ich hatte immer etwas auf dem Herzen.
Wie in diesem Fall.
Der Superintendent hörte gespannt zu. Ich erklärte ihm die Gefährlichkeit des Fratzengesichts, und er hatte seltsamerweise nichts dagegen einzuwenden, daß wir flogen. Schließlich wußte Sir James über unsere Situation Bescheid. Dämonen hielten sich nun mal nicht an Ländergrenzen.
Daß Shao mitflog, schien ihm erst nicht zu passen, denn sein geknurrtes »Muß das sein?« klang ziemlich sauer.
»Sir, wir sehen keine andere Möglichkeit. Außerdem kennt sich Shao dort gut aus.«
»Na ja, wenn Sie meinen.«
»Dann sind die Flüge genehmigt?«
»Natürlich. Und kommen Sie alle drei gesund wieder. Vor allen Dingen, finden Sie Mandra Korab.«
»Wir werden uns bemühen, Sir.« Ich legte auf und drehte mich lächelnd um. »Alles klar, Shao, du kannst mit.«
»Da ist der Alte aber über seinen eigenen Schatten gesprungen«, bemerkte Suko.
»Sogar mit großem Anlauf.«
»Wenn wir Erfolg haben, ist alles andere nebensächlich«, sagte Shao und traf mit dieser Bemerkung genau unsere Meinung.
Ich warf einen Blick auf den Dolch mit der schwarzen Klinge. Er gehörte Mandra Korab, wobei ich mich fragte, ob es uns je gelingen würde, ihm die Waffe zurückzugeben…

***

Der Inder war auf vieles gefaßt gewesen, doch als er die Gesichter sah, bekam er einen Schock.
Damit hätte er auf keinen Fall gerechnet. Seine Mundwinkel zuckten, er hatte die Hände zu Fäusten geballt, und er überlegte, wie er sich verhalten sollte.
Die Gesichter schimmerten innerhalb der Bordwand. Etwa in Kopfhöhe waren sie zu sehen und bildeten eine Reihe. Insgesamt

waren es zwei Reihen, auch hinter Mandra Korab leuchteten die Fratzen, die mit den lappigen Lippen zuckten und manchmal graue Zungen aus den Mäulern hervorschießen ließen.

Mandra kam es vor wie ein höllischer Willkommensgruß, und er schüttelte den Kopf.

Nein, nur nicht verrückt machen lassen. Die Nerven bewahren.

Wenn Mandra jetzt durchdrehte, hatte das Fratzengesicht das erreicht, was es wollte. Es konnte triumphieren.

Mandra schaltete seine inneren Abwehrkräfte ein. Er versuchte, die schaurigen Vampirgesichter nicht zur Kenntnis zu nehmen. Die Lampe hatte er weggesteckt und auch seinen ersten Schock überwunden, so daß er sich wieder in Bewegung setzte und die Reihe der ihn angrinsenden Fratzen langsam abging.

Jeder Tritt hinterließ auf den Bohlen ein dumpfes Echo zurück. Es war eine schaurige Begleitmusik für den Inder, der sich nicht aufhalten ließ und jedes Gesicht anschaute.

Manchmal war er versucht, einen der Dolche zu ziehen und ihn in irgendein Gesicht zu rammen, doch er hielt sich zurück. Eine panikartige und unüberlegte Reaktion hätte nichts genutzt.

Und so ging er weiter. Passierte Gesicht auf Gesicht, sah die gebleckten Vampirzähne und unterdrückte seine eigene Furcht, wobei er gleichzeitig darüber nachdachte, in welch einem Verhältnis die Gesichter zu dem Fratzengesicht standen.

Die Antwort war nicht schwer. Diese Fratzen mußten die Opfer des Dämons gewesen sein!

Eine andere Lösung kam für Mandra Korab nicht in Betracht. Das Fratzengesicht hatte es verstanden, die Menschen zu Vampiren zu machen und mit deren unheilvollem Geist die Dschunke zu füllen.

Sie war sein Schiff. Hier regierte der Dämon, und Mandra mußte wieder an die Ratten denken. Sie hatten es gespürt und nicht ohne Grund das Schiff verlassen.

Es war ruhig geworden. Der unheimliche Singsang war wohl nur mehr die Begrüßung für den Inder gewesen. Nun zerrte die unheilvolle Stille an seinen Nerven. Zudem sah sich der Inder beobachtet.

Die Augen in den Gesichtern verfolgten jede seiner Bewegungen. Sie tasteten mit düsteren, gefährlichen Blicken seine Schritte ab und schienen bei jedem Echo zusammenzuzucken.

Mandra spürte sehr nahe den Geist des anderen. Unsichtbar lauerte er im Stauraum. Er füllte das Schiff aus und schien mit gierigen Klauen nach Mandras Seele tasten zu wollen.

Der Inder hielt den Atem an. In seinem Nacken kribbelte es. Kalte Schauer rannen über seinen Rücken. Selten hatte er sich so schlecht gefühlt und war so ängstlich gewesen.

Das kannte Mandra sonst nicht. Er war ein Mensch, der sich jeder Gefahr stellte, dennoch wußte er genau, wie gefährlich das Fratzengesicht war.

Dieser Dämon kam in seiner Macht fast der Totengöttin Kali gleich.

Deshalb auch die Furcht, die Mandra spürte.

Immer wenn er tief durchatmete, stach es in seinen Lungen. Die Kehle saß zu, er mußte sich räuspern, um sie freizubekommen, und hörte plötzlich das Lachen.

Mandra hatte das Ende der Reihe erreicht, als die Laute an seine Ohren klangen. Es war kein lautes Gelächter, sondern leise und kichernd.

Gleichzeitig wissend und unheimlich anzuhören, so daß es den Inder bis ins Mark traf.

Obwohl ihn die Fratzen nicht ansprachen, wußte er genau, was sie mit dem Gelächter meinten.

Du entkommst uns nicht!

Nun war Mandra kein Mensch, der so leicht aufgab. Körperlich war er von den Fratzen nicht angegriffen worden, er spürte nur ihren unheilvollen Geist, der den Raum durchdrang und gleichzeitig das Erbe des Fratzengesichts war.

Mandra hatte die Reihe durchschritten und die Stelle innerhalb des Stauraums erreicht, wo es nicht mehr weiterging. Er drehte sich um und zog einen Dolch. Innerhalb einer Sekunde hatte er die Entscheidung gefaßt. Er wollte die Vampirfratzen zerstören!

Mandra konnte sich die Seite aussuchen. Überschlägig hatte er mitgezählt und kam auf 16 Gesichter.

Das war verdammt viel.

Vier Dolche standen dagegen!

Das Lachen hatte nicht aufgehört. Es klang siegessicher, und der Inder hatte das Gefühl, als wollten ihn die Gesichter verhöhnen. Sie waren mit dem Geist eines Unheimlichen gefüllt. Das Fratzengesicht hatte sich ihrer angenommen. Wenn Mandra die Gesichter vernichtete, tötete er auch einen Teil des Dämons.

So glaubte er…

Die Gesichter strahlten das seltsam kalte blauviolette Licht aus, das den Stauraum erfüllte. Es besaß einen unheimlichen Schein.

Nicht warm oder anheimelnd, sondern war von einer Kälte, die den einsamen Mann schon anwiderte.

Er konzentrierte sich auf das Gesicht, das rechts von ihm aus der Bordwand schaute. Die Augen glitzerten wie zwei schwarze Perlen, der Mund stand offen, die Zähne waren gebleckt. Scharfe Hauer wiesen gekrümmt nach unten. Sie schimmerten in einem gelblichen Weiß.

Zwischen ihnen schaute die Zunge hervor, ein grauer Lappen, mehr

nicht.
Mandra preßte die Lippen hart aufeinander. Durch die Nase holte er Luft. Seinen rechten Arm winkelte er an. Gleichzeitig zuckten die Mundwinkel, für ihn so etwas wie ein Startsignal.
Und dann stieß er zu!
Es sollte ein Rammstoß werden. Die Spitze der Klinge war genau auf die Gesichtsmitte gezielt. Mandra hätte auch nie vorbeigestochen, wenn da nicht eine für ihn kaum erklärbare Kraft gewesen wäre, die ihn zurückgehalten hätte.
Plötzlich fühlte er seinen Arm umklammert. Auf halber Strecke blieb er stehen. Es waren unsichtbare Fesseln, und Mandra erlebte einen schrecklichen Augenblick.
Er konnte sich nicht mehr vom Fleck rühren.
Das Gesicht, das er dicht vor sich sah, verzog sich noch mehr in die Breite. Der Mund öffnete sich weiter. Ein hohes, schrilles und kicherndes Gelächter drang dem Inder entgegen. Triumphgeheul eines Verdammten, der genau wußte, daß sein menschlicher Feind verloren hatte.
Mandra hatte tatsächlich verloren!
Die Kraft, die ihn festhielt, konzentrierte sich nicht allein auf seinen Arm. Sie griff weiter zu und glitt über seinen Körper hinweg.
Mandra fühlte das Zerren an den Beinen und an den Hüften. Plötzlich verlor er den Boden unter den Füßen, schwebte in der Luft und konnte nichts dagegen unternehmen.
Die Vampirgesichter lachten. Alle hatten sich verzogen. Sie stimmten in den Singsang mit ein, und Mandra vernahm sogar Worte aus diesem Gelächter.
»Wir haben dich…«
Immer wieder wurde der Satz wiederholt, während der in der Luft schwebende Mandra Korab plötzlich den blauvioletten Nebel sah, der aus irgendwelchen Ritzen im Boden stieg und sich allmählich innerhalb des Lagerraums ausbreitete.
Lautlos wallte er auf Mandra Korab zu, der in den unsichtbaren Fesseln hing und wehrlos war. Der dämonische Nebel umfing ihn wie mit Geisterarmen. Er umschmeichelte seinen Körper und drückte gleichzeitig zu, so daß der Inder in einer Falle steckte, aus der er kein Entkommen mehr sah.
»Jetzt kommst du zu uns!« hörte er die Stimmen. »Jetzt wirst du in unsere Reihe eingegliedert. Du hast keine Chance mehr. Wir haben auf dich gewartet. Das Fratzengesicht schlägt zu…«
Mandra erlebte die nächsten Sekunden wie im Traum. Er merkte, daß ihm der Atem abgeschnürt wurde. Die Fratzen verschwammen innerhalb der dichten Nebelschleier. Für eine kaum meßbare Zeitspanne umgab ihn eine völlig andere Umgebung.

Irgendwann, Mandra hatte das Gefühl für Zeit längst verloren, sah er wieder klar.

Er befand sich auch weiterhin in dem Lagerraum. Nur sah er ihn jetzt aus einer anderen Perspektive. Aus halber Höhe schaute er auf den Boden, wenn er die Augen verdrehte.

Der Inder wußte Bescheid! Es gab kein Zurück mehr. Die Magie des Fratzengesichts hatte ihn voll getroffen. Er, der Mensch, war eingeschlossen in die Reihe der Vampirgesichter…

***

In Hongkong empfing uns das Frühjahr mit Temperaturen, die wesentlich über denen lagen, die wir in London zurückgelassen hatten.

Dennoch war es nicht zu heiß, so daß sich unsere Körper nicht erst großartig umzustellen brauchten.

Der Flug war lang und ermüdend gewesen. Wir drei hatten hin und wieder geschlafen, dennoch fühlte sich keiner so recht frisch, als die Maschine auf der langen, ins Meer reichenden Landepiste des Airports aufsetzte.

Shao hatte uns während des Flugs mehrmals versichert, daß sie mit der Vergangenheit nichts mehr zu tun haben wollte. Das Kapitel war für sie abgeschlossen. Demnach wollte sie auch nicht die zahlreichen Orte aufsuchen, die sie von früher her kannte.

Wir aber mußten eine Spur des Fratzengesichts finden. Wo wir anfangen sollten, wußten wir auch nicht.

Nicht weit entfernt lag Rotchina. Das kannten wir mittlerweile auch.

Der Fall der Grabräuber hatte uns vor einigen Wochen in diese Ecke geführt und wäre fast unser letzter gewesen.[1]

Asien war eben immer für eine Überraschung gut.

Bereits am Flughafen war schon etwas von dem Trubel zu merken, der Hongkong so berühmt-berüchtigt gemacht hat. Aber der Wirrwarr wurde noch schlimmer, als wir mit dem Taxi in die eigentliche Stadt fuhren. Allein wäre ich hier verloren gewesen, zwischen all den Fahrzeugen auf vier, drei oder nur zwei Rädern.

Unsere Kollegen wußten nicht Bescheid. Wir wollten zunächst einmal versuchen, im Untergrund zu wirken. Wenn wir Hilfe benötigten, dann sollte auch die einheimische, sprich britische Polizei eingeschaltet werden. Die entsprechenden Papiere trug ich bei mir.

Zwei Zimmer waren im Hilton reserviert worden. Die Sonnenstrahlen wurden von einer gewaltigen Fensterfront reflektiert.

Ein wirklich beeindruckendes Gebäude, das da vor unseren Augen lag.

Der Fahrer hielt, grinste, und wir stiegen aus. Ich beglich die Rechnung.

In meinem Nacken spürte ich den kalten Schweiß. Das kam nicht allein durch die Temperatur, sondern auch durch die Fahrweise des Drivers.

Dank unserer Ausweise galten wir als VIPs und waren nicht kontrolliert worden. Sicherlich hatte man unser Eintreffen bereits weitergegeben, so daß wir damit rechnen konnten, irgendwann von den Behörden auf unseren Besuch hin angesprochen zu werden.

Eine große, wohlklimatisierte Hotelhalle nahm uns auf. Ich mochte die Hallen der internationalen Hotels nicht besonders. Sie alle waren nach Schema F eingerichtet. Blumenkübel, Sitzecken, der Stimmenwirrwarr, der nie abnahm, die lange Rezeption mit den zahlreichen Fächern und Schlüsselborden dahinter…

Man bestätigte unsere Reservierung, wir bekamen neben einem freundlichen Lächeln auch die Schlüssel gereicht, und ein Boy kümmerte sich um unser Gepäck.

Suko wollte seinen Koffer selbst tragen. Auch ich gab den Einsatz koffer nicht aus der Hand.

Wenn wir irgendwo ein Hotelzimmer beanspruchten und eine lange Reise hinter uns hatten, lief dies stets nach dem gleichen Ritual ab. Wir begaben uns in die Zimmer und duschten.

So war es auch hier.

Das Hilton besitzt überall in der Welt eine gewisse Standardeinrichtung. Auch in Hongkong.

Die Minibar war ebenso vorhanden wie ein TV-Gerät. Beides interessierte mich nicht. Ich ging ins Bad, zog mich aus und stand wenig später unter der Dusche.

Diese Hotels hatten auch den Vorteil, daß alles perfekt funktionierte.

Der Wasserdruck war ausreichend, die Hygiene einwandfrei, und ich fühlte mich bald wie neugeboren.

Als ich, ins Badetuch gehüllt, zurück in mein Zimmer kam, summte das Telefon.

Ich hob ab und vernahm die Stimme einer Frau von der Rezeption.

»Mr. Sinclair, Sie werden erwartet.«

»Von wem?«

»Es ist ein Inspektor.«

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verbeißen. Also doch. Die Kollegen hatten schnell geschaltet. »Sagen Sie dem Mann, er möge sich noch wenige Minuten gedulden. Ich komme gerade aus der Dusche.«

»Natürlich, Mr. Sinclair.«

Rasch war ich angezogen, streifte ein leichtes Jackett über und sagte im Nebenzimmer Bescheid. Shao empfing mich im Bademantel.

Suko stand noch unter den Strahlen.

Die Chinesin versprach, Suko zu informieren, und ich fuhr nach unten.

In der Halle war es noch voller geworden. Touristen aus den Niederlanden bevölkerten sie wie eine Herde. Die Offiziellen hatten alle Hände voll zu tun, um den Strom richtig zu leiten.

Einen Polizisten suchte ich vergebens. Ich wandte mich den Sitzecken zu, sah aber keinen Mann in Uniform.

Hatte man mich geleimt?

»Mr. Sinclair?« Hinter mir hörte ich eine weibliche Stimme und drehte mich überrascht um.

Vor mir stand eine hübsche Frau. Im Moment war ich perplex, und sie erkundigte sich noch einmal nach meinem Namen.

»Ich bin John Sinclair.«

»Mein Name ist Susan Perth. Inspektor Perth.«

Jetzt fiel bei mir der Cent. Das war wirklich ein Ding. Mit einer Kollegin hatte ich wirklich nicht gerechnet. Sie sah hübsch aus.

Allerdings war sie ziemlich klein, denn sie reichte mir nur bis zur Schulter. Ihr rotbraunes Haar lag gewellt um ihren Kopf, das Lächeln war herzlich, doch die blaugrünen Augen wirkten ein wenig kühl. Ich glaubte, daß diese Dame ihren Job verstand.

»Sie sind eine Frau.« Mehr als dieser dumme Satz fiel mir nicht ein, und ich ärgerte mich darüber.

»Das sieht man, hoffe ich.« Schlagfertig kam die Antwort. In der Tat war es nicht zu übersehen. Ihre Figur war genau an den Stellen gerundet, wo Männer es gern hatten, das konnte auch die uniformartige Jacke nicht verbergen, die sie trug. Normale Polizisten liefen in Hongkong in Khakikleidung herum. Susan Perth nicht. Bei ihr hatte man eine Ausnahme gemacht. Ein dunkles Blau mußte sie jedoch anziehen. Die weiße Bluse stand im farblichen Kontrast dazu.

»Entschuldigen Sie«, sagte ich. »Aber Sie haben mich wirklich überrascht.«

»Dabei ist Ihr Kollege auch Chinese.«

»Sie wissen viel, Inspektor.«

Sie lächelte weiter. »Aber leider nicht genug.«

»Und deshalb wollten Sie mich sprechen?«

»Genau.«

Freie Plätze gab es genug. Ich deutete auf eine rote Sesselgruppe, die ziemlich versteckt stand, dennoch von den Lifts her gut zu überblicken war, so daß Suko keine Schwierigkeiten haben würde, uns zu sehen, wenn er ankam.

Wir nahmen Platz. Sehr schnell eilte ein Ober herbei und erkundigte sich nach unseren Wünschen.

Wir einigten uns auf Tee.

»Sind Sie schon lange in Hongkong?« erkundigte ich mich.

»Seit meiner Geburt. Ich habe englische Eltern. Mein Vater war auch bei der Hongkong Police. Er ist jetzt pensioniert.«

»Woher wußten Sie, daß wir kommen?«
Jetzt lachte sie und beugte ihren Kopf zurück. »Mr. Sinclair, ich bitte Sie. Hongkong ist zwar nicht London und liegt, von Ihrer Heimatstadt aus gesehen, am anderen Ende der Welt, aber wir sind beide Briten, und wer bei uns hier als VIP aussteigt, der wird natürlich auch diskret überprüft. Die Namen John Sinclair, Suko und Shao sagten uns einiges. Wir stehen schließlich mit dem Yard in Verbindung.«
»Das hatte ich gewußt, Miß Perth – oder Missis?«
»Nein, Miß.«
»Okay, auf jeden Fall freue ich mich, einer hübschen Kontrolleurin begegnet zu sein.«
»Ich weiß nicht, ob es eine so große Freude für Sie wird«, dämpfte sie meine Euphorie.
»Wieso?«
»Wir finden es nicht gut, daß man uns nicht informiert hat.«
»Das hätte ich sehr schnell getan.« Ich benutzte eine kleine Notlüge.
»Wirklich, Miß Perth.«
»Ich bin mir nicht sicher.«
»Das sollten Sie aber.«
»Lassen wir das Geplänkel, Kollege. Was führt sie tatsächlich nach Hongkong?«
Ich hatte Zeit, mir die Antwort zu überlegen, denn unser Tee wurde gebracht. Als der Ober verschwunden war, rückte ich allmählich mit der Wahrheit heraus. »Sie wissen sicherlich, mit welchen Fällen sich mein Partner und ich beschäftigen.«
»Natürlich. Mit übersinnlichen Dingen. Hier ist auch Ihre Jagd nach dem gelben Satan nicht in Vergessenheit geraten.«
»Das freut mich. Daran werden Sie erkennen, daß wir nicht auf verschiedenen Seiten stehen.«
Sie trank einen Schluck Tee. »Das heißt, Sie wollen kooperieren.«
»In gewisser Hinsicht schon.« Auch ich probierte das Getränk. Es schmeckte gut.
»Weshalb nur in gewisser Hinsicht?«
Bedächtig stellte ich die hauchdünne Porzellantasse ab. »Das will ich Ihnen gern sagen. Sie wissen selbst sehr gut, daß Inspektor Suko und ich Fälle übernehmen, die den Rahmen des Normalen sprengen.«
»Wobei Sie dann bei uns normalen Polizisten auf Unglauben treffen, oder irre ich mich?«
»Es kommt immer auf die Person an.«
»Okay, Kollege, ich höre.«
»Sie wollen wissen, was uns nach Hongkong geführt hat?«
»Ja.« Die Antwort klang ungeduldig.
»Ein Dämon.«
Kurz verzog Susan Perth die Lippen. »Das dachte ich mir bereits. Hat

ihr Dämon auch einen Namen?«

»Sicher, Miß Perth. Man nennt ihn das Fratzengesicht!« Bei dieser Antwort beobachtete ich sie genau. Es erging ihr zwar nicht so wie Suko, dennoch konnte sie ein Zusammenzucken nicht vermeiden.

Vor lauter Verlegenheit schlug sie ein Bein über das andere. Der Rock rutschte dabei hoch. Ich bekam viel Knie zu sehen.

»Nun ja«, sagte sie.

»Kennen Sie die Gestalt?«

Susan nickte, obwohl sie verneinte. »Ich habe davon gehört«, erklärte sie. »Das Fratzengesicht ist eine Legende, eine Sage. Die chinesische Mythologie ist mit Geschichten dieser Art reich gesegnet. Niemand glaubt daran, daß es das Fratzengesicht gibt…«

»Und man hat trotzdem Angst davor.«

»Richtig.«

Ich lehnte mich zurück und legte die Arme angewinkelt auf die Lehnen. »Ist das nicht ein Widerspruch?«

»Eigentlich ja.«

Ich wartete auf eine Erklärung, aber sie gab keine, sondern trank den Tee.

»Was ist los, Miß Perth? Weshalb sind Sie plötzlich so schweigsam? Sagen Sie etwas!«

»Nein, lassen Sie mal.«

»Sie haben mich erst recht durch Ihre Reaktion neugierig gemacht. Sie scheinen mehr zu wissen, als Sie zugeben wollen.«

»Mr. Sinclair.« Tief holte sie Luft und starrte mich fast hypnotisierend an. »Vergessen Sie das Fratzengesicht. Machen Sie sich drei schöne Tage in Hongkong. Ich biete mich sogar als Fremdenführerin an. Aber streichen Sie alles andere aus Ihrem Gedächtnis.«

Ich nickte. »Ihr Angebot ist sehr verlockend. Unter anderen Umständen hätte ich auch angenommen, aber so kann ich leider nicht zustimmen. Vielleicht komme ich darauf zurück, wenn alles vorbei ist.«

»Also werden Sie bleiben?«

»So sieht es aus.«

Susan Perth wollte sich überzeugend geben, sie wirkte jedoch unsicher. »Sie machen einen Fehler, Kollege!«

»Das verstehe ich nicht. Sie haben vorhin gesagt, daß dieses Fratzengesicht nur eine Legende ist.«

»Das wäre schön.« Nicht Susan hatte die Worte gesprochen, sondern Suko. Mit Shao zusammen war er nach unten gefahren und hatte uns am Tisch sitzend entdeckt.

Ich stand auf und machte Susan Perth bekannt. Auch mein Kollege zeigte sich überrascht. Selbst Shao wunderte sich, was es in ihrer Heimatstadt inzwischen alles gab.

Es waren genügend Sessel vorhanden, um meinen beiden Freunden Platz zu bieten. In kurzen Worten faßte ich zusammen, um was sich unsere Unterhaltung gedreht hatte. Der Inspektor und seine Freundin hörten aufmerksam zu. Schließlich nickte Suko und sagte das gleiche, was ich der Polizistin geantwortet hätte.

»Wenn alles nur Legende ist, brauchten Sie sich keine Sorgen zu machen, Kollegin.«

Susan Perth ging auf die Bemerkung überhaupt nicht ein, sondern fragte: »Welch einen Grund haben Sie überhaupt gehabt, nach Hongkong zu kommen? Hat die Legende des Fratzengesichts bis auf London zurückgestrahlt?«

»Das nicht«, erwiderte ich. »Aber bis Indien.«

Susan Perth zog ein so zweifelndes Gesicht, daß ich unwillkürlich lachen mußte. »Ich will es Ihnen erklären, werte Kollegin.« Ich berichtete von dem Verschwinden unseres Freundes Mandra Korab.

Sie hatte den Namen nie gehört und wußte folglich nicht, daß er sich in Hongkong aufhalten sollte. »Sind Sie denn davon überzeugt, daß er sich mit dieser Legende beschäftigt hat?«

»Ja«, erwiderten Suko und ich wie aus einem Mund.

»Legende«, murmelte Shao. »Ist es nun eine Legende, oder ist es keine? Sie sind uns noch immer eine Antwort schuldig, Miß Perth.«

Die in ihrer Kleidung und dem ganzen Gehabe so kühl wirkende Susan Perth hob ruckartig beide Arme. »Natürlich ist es eine Legende«, erklärte sie. »Aber eine verdammt miese, denn es gibt in Hongkong Leute, die daran glauben. Für sie existiert das Fratzengesicht ebenso wie für Sie, Mr. Sinclair.«

»Und für uns beide«, warf Suko leise ein.

»Meinetwegen auch das.«

Ich schlug die Beine übereinander. »Was sind das eigentlich für Leute, Miß Perth?«

»Wahnsinnige, Idioten, Sektierer meinetwegen.«

»Die Sie unter Kontrolle haben?«

»Gern hätten«, verbesserte sie mich. »Es ist ein Geheimbund. Aufgezogen wie die Tongs. Wer zu ihnen gehört, hat ein Zeichen in die Haut eingebrannt bekommen.«

»Und welches?«

Der Reihe nach schaute sie uns an. »Einen Januskopf, Mr. Sinclair. Wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Natürlich.«

»Halb Chinese – halb Vampir, nicht wahr?« sagte Suko.

Susan Perth nickte. »So ist es.«

»Und wo können wir diese Geheimgruppe finden?« wollte ich von meiner Kollegin wissen.

»Wenn ich das wüßte, hätten wir das Rattennest längst ausgehoben«,

antwortete sie bissig.

Ich blieb cool. »Ihren Worten entnehme ich, daß Ihnen der Geheimbund schon Ärger bereitet hat.«

»Ja.«

»Und welchen?«

Sie preßte für einen Moment die Lippen zusammen und runzelte die Stirn. So recht schien sie mit der Sprache nicht herausrücken zu wollen.

Schließlich nickte sie heftig. »All right, Sie hätten es sowieso irgendwann erfahren, deshalb kann ich es Ihnen auch selbst sagen. Es hat einen Toten gegeben. Er war nicht nur Polizist, sondern auch mein Bruder…«

***

Mandra Korab erlebte die Vorstufe zur ewigen Verdammnis!

Er wußte nicht, ob er Mensch, Monster oder Geist war. Besaß er noch einen Körper, oder besaß er keinen mehr? Diese Fragen quälten ihn, und daß dies möglich war, bewies ihm gleichzeitig, daß er noch denken konnte wie ein normaler Mensch.

Er war nicht tot!

Doch so gut wie.

Er schwebte, klemmte gleichzeitig fest, sah alles und konnte sich um keinen Deut bewegen. Sein Gefängnis war absolut sicher, ebenso wie das der anderen Gesichter innerhalb der Bordwand. Er war in dieser alten Dschunke gefangen, erlitt das gleiche Schicksal wie auch die übrigen, nur eines unterschied ihn von den unheilvollen Fratzen.

Der Inder war *kein* Vampir!

Darüber dachte er unter anderem nach. Man hatte ihn nicht zu dem gemacht, was die anderen waren. Bisher war der Kelch des Grauens an ihm vorbeigerutscht. Ob dies jedoch anhalten würde, war die große Frage. Mandra selbst glaubte nicht daran.

Was nutzten ihm seine Dolche, was nutzte die innere Stärke, die bei ihm zweifelsohne vorhanden war?

Das Fratzengesicht hatte ihn überlistet und ihn gegen seinen Willen zu einem Mitläufer gemacht. Es würde ihm nicht mehr gelingen, diesen Gegner zu bekämpfen und zu schlagen.

Mandras Gesicht steckte in der Bordwand. Er hörte die Stimmen der anderen. Ihr Wispern, ihr Flüstern und manchmal auch das schadenfrohe Lachen, das sich auf ihn bezog.

Ja, sie lachten ihn aus. Sie wußten, daß er gekommen war, um das Fratzengesicht zu vernichten, doch wer konnte diesen Dämon schon töten, der sein Netz über die Stadt gespannt hatte?

Niemand!

Während Mandra in die Vampirfratze starrte, die ihm gegenüber in

der Wand abgemalt war, beschäftigten sich seine Gedanken mit der nahen Zukunft. Er wußte, daß die Zeit des Fratzengesichts angebrochen war, daß dieser Dämon etwas unternehmen mußte, wollte er zu seinem Ziel gelangen. Mandra war sich nur nicht darüber klar, wie das Ziel aussah.

Verzweifelt dachte er darüber nach und auch über die Informationen, die ihm zur Verfügung standen.

Viele waren es nicht gewesen. Und eigentlich hatte der Fall für ihn ganz harmlos begonnen…

***

Nach den Worten unserer Kollegin schwiegen wir. Es war schwer, jetzt das Richtige zu sagen. Im nachhinein konnte ein jeder von uns ihre Reaktion verstehen. Sie hatte ihren Bruder verloren. Er ging also auf das Konto des Fratzengesichts und dessen Diener. Nur verstand ich nicht, weshalb sie unsere Nachforschungen hatte abblocken wollen? Oder hatte sie vor, selbst auf Rachetour zu gehen?

Das konnte natürlich möglich sein, obwohl ich es als Unsinn betrachtete, so etwas zu unternehmen.

Susan Perth selbst unterbrach das Schweigen. »Ich ahne, mit welchen Kombinationen Sie sich beschäftigen, John Sinclair.«

»So? Womit denn?«

»Eine Frau sieht rot!«

»Bravo«, erwiderte ich. »Sie haben es fast auf den Punkt getroffen, meine Liebe.«

»Nur ist es nicht so, wie Sie angenommen haben, Kollege.«

»Weshalb haben Sie sich dann gegen einen Einsatz so hart engagiert?« fragte Suko.

»Weil ich nicht will, daß Ihnen das gleiche passiert wie meinem Bruder Harold. Es braucht nicht noch mehr Staub aufgewirbelt zu werden. Das Problem der Geheimbünde bekommen wir in den Griff. Danach erledigt sich das Fratzengesicht von ganz allein.«

Sie hatte die Worte ziemlich hart hervorgestoßen. Man merkte ihr an, mit welch starken Emotionen sie zu kämpfen hatte, doch sie sah auch mein Kopfschütteln.

»Ich glaube Ihnen nicht, Miß Perth.«

Ihre Augen blitzten, als sie mich anfuhr. »Wieso nicht?«

In aller Ruhe gab ich die Antwort. »Sie bekommen das Problem allein nicht in den Griff. Da können Sie reden, was Sie wollen. Das Fratzengesicht und dessen Umfeld ist, so leid es mir tut, dies sagen zu müssen, eine Nummer zu groß für Sie.«

»Werden Sie nur nicht unverschämt.«

Shao mischte sich ein. »Miß Perth, bitte, beruhigen Sie sich! Wir verstehen, was Sie durchgemacht haben, aber das ist kein Grund, sich

so aufzuregen.«
»Ich will mich aber aufregen. Weil ich es irre und idiotisch finde, wenn Sie so etwas sagen.«
»Ist es nicht die Wahrheit?« fragte Suko leise.
Susan Perths Gesicht glich einer Maske. »Vielleicht«, gab sie zu.
»Vielleicht ist es die Wahrheit. Aber Sie als Fremde werden hier keinen Fußbreit Boden gewinnen.«
»Möglich«, gab Suko zu. »Nur vergessen Sie nicht, daß meine Begleiterin aus Hongkong stammt.«
»Und auf der anderen Seite stand«, warf Susan ein.
»Das ist vorbei. Shao hat mehrmals bewiesen, zu wem sie hält und auf welcher Seite sie steht. Ich finde, daß wir nicht gegeneinander, sondern miteinander arbeiten sollten.«
Schnaufend entwich ihr Atem durch die Nase. Wir ließen ihr Zeit für eine Antwort. Ein wenig kompromißbereiter sagte sie schließlich:
»Haben Sie sich irgendwelche Vorstellung von dem gemacht, wie eine Zusammenarbeit aussehen könnte?«
»Bis jetzt noch nicht«, gab Suko ehrlich zu.
»Aber ich.«
Sie schaute mich an. »Da bin ich sehr gespannt.«
»Es liegt doch auf der Hand, Miß Perth. Sie haben sich aus beruflichen Gründen mit dem Fall des Fratzengesichts beschäftigt. Sicherlich werden Sie auch Spuren aufgenommen haben und besitzen eventuell Hinweise, die uns weiterhelfen könnten.«
»Was verlangen Sie?«
»Daß Sie kooperieren.«
Susan Perth lachte. »Sie wollen, daß ich Ihnen Informationen gebe, nicht wahr?«
»Das gehört dazu.«
Sehr lange und nachdenklich schaute sie mich an. Dann zuckte ein Lächeln über ihre Lippen. »Sie kennen den Job, John Sinclair. Sie haben auch recht. Nach dem Tode meines Bruders habe ich tatsächlich Spuren aufnehmen können. Es hat zwar lange gedauert, doch mir gelang es, den Ring des Schweigens zu unterbrechen.«
»Und wo führten die Spuren hin?«
»Lassen Sie sich überraschen.«
»Miß Perth.« Jetzt redete Suko. »Stellen Sie sich bitte nicht so stur an. Wir müssen zusammenhalten, wenn wir den Fall aufklären wollen. Das wissen Sie so gut wie ich…«
»Ja, ja«, unterbrach sie meinen Partner. »Ich werde Sie in das Gebiet führen.«
»Ist es hier in Hongkong?«
»Natürlich.«
»Und wo?«

Da lächelte sie sphinxhaft. »Lassen Sie sich überraschen. Wenn Sie allerdings glauben, diese Stadt zu kennen, so irren Sie sich. Es gibt Orte, von denen Sie nicht einmal im Traum gedacht haben, daß sie existieren. Und bringen Sie gute Nerven mit.«

»Die haben wir uns im Laufe der Jahre zugelegt.«

Susan stand auf. Sie zog ihre Uniformjacke glatt. »Dann kann die Vorstellung ja beginnen.«

»Was meinen Sie damit?« fragte Shao.

Susan lachte. »Haben Sie schon mal etwas von einem Vampir-Theater gehört?«

»Nein.«

»Sie werden es wahrscheinlich kennenlernen. Falls man Sie nicht zuvor umgebracht hat.« Sie fuhr fort, bevor wir unsere Überraschung hatten überwinden können. »Da ist noch etwas, das Sie wissen sollten. Ich werde meine Uniform ausziehen. Nicht freiwillig. Man hat mich suspendiert. Wahrscheinlich war ich meinen Kollegen ein wenig zu forsch, doch meine Beziehungen zur Polizei bleiben bestehen. Das nur, damit Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben.«

Das war wirklich ein Hammer. Alle Achtung. Diese Frau barg mehr Überraschungen als eine Rätselkiste. Ich war gespannt, mit welchen sie noch aufwarten würde…

***

Einige Tage vor Mandras Gefangenschaft

Der Inder trauerte noch immer seinen drei letzten Dolchen nach.

Trotz verzweifelter Anstrengungen war es ihm und dem Sinclair-Team nicht gelungen, die Waffen zu finden. Drei Dolche waren nach wie vor verschwunden. Irgendwo verschollen, möglicherweise in einer anderen Dimension, in die kein Mensch so ohne weiteres hineinkam.

Mandra selbst hatte auch in Indien alles versucht, um eine Spur der Waffen zu finden. Er beherrschte einige Geheimtechniken, hatte von einem alten Fakir viel gelernt und war in die Lehre und das Geheimnis der asiatischen Mystik eingedrungen.

Zu seinem Leidwesen besaß er nicht die Fähigkeit wie Kara, die Schöne aus dem Totenreich. Er konnte Geist und Körper nicht trennen, so daß es ihm unmöglich war, Dimensionsreisen per Geisterkraft zu unternehmen. Sein Freund, der alte Fakir, hatte es hin und wieder versucht, wobei er zugab, an eine Grenze gestoßen zu sein, von der er hoffte, sie überwinden zu können. Er hatte Mandra Korab eine Zeit gesagt, wann er ihn wieder besuchen sollte, und diese Spanne hielt der Inder natürlich ein, obwohl es ihm schwerfiel.

Er lebte in einem palastähnlichen Haus. Ein Erbe seiner Eltern. Das Haus war von einem tropischen Garten umgeben, und immer wenn Mandra in ihn hineinschaute, mußte er daran denken, daß Haus und

Garten schon von Dämonen überfallen worden waren.
Bei einem solchen Überfall hatte man ihm die sieben Dolche gestohlen. Und es war auch ein toter Diener zurückgeblieben. [2]
Mandra war jedoch nicht davon überzeugt, daß ihm der Fakir grundlegend helfen konnte. Das hatte ihm der alte Mann auch zu verstehen gegeben. Es gäbe da Schwierigkeiten, hatte er ihm gesagt, außerdem wäre ihm jemand gewissermaßen in die Quere gekommen, über den er sich nicht näher hatte äußern wollen.
Auf jeden Fall war es eine schwarzmagische Gestalt!
Mandra Korab, hellhörig, was schwarzmagische Dinge anging, war natürlich sofort darauf angesprungen. Er bekämpfte das Unheil, wo immer es ihm über den Weg lief. Und er war deshalb mehr als gespannt auf die dritte Begegnung mit dem alten Fakir.
Er wohnte in den Bergen, wo die Landschaft karg, grau und staubig war. Wasser war dort seltener als Gold. Aus diesem Grund füllte Mandra auch zwei Kanister mit der kostbaren Flüssigkeit, als er seinen Spezial-Jeep fahrbereit machte.
Seinem Personal hatte er nichts gesagt. Es wußte nur, daß er in die Berge fuhr, um jemanden zu treffen. Überhaupt war Mandra nach dem Verlust seiner Dolche verschlossener geworden. Er sprach nur das Nötigste, obwohl er für die Sorgen seiner Leute stets ein offenes Ohr behielt. An einem schwülen Morgen startete der Inder. Er hatte sich entsprechend gekleidet, trug derbe Sachen, und seine Füße steckten in halbhohen Stiefeln. Die vier Dolche hatte er bei sich. Auf ein Gewehr wollte er ebenfalls nicht verzichten und ebenfalls nicht auf Proviant.
Mandra umfuhr die Vorstädte mit den Armenvierteln und fand sehr bald die Straße, die ihn in die Berge führte. Noch befand er sich in der tropischen Region. Das änderte sich sehr schnell, als er an Höhe gewann, die Bäume weniger wurden und erste karge Bergrücken, wie mit dem Messer geschnitten, vor ihm erschienen.
Die Felsen waren steil. Es gab so gut wie keine Vegetation, dafür Staub und Hitze.
Man mußte von einer Sache wirklich sehr überzeugt sein, wenn man in dieser Einöde sein Leben verbrachte. Die Mönche und Fakire waren es.
Sie hatten Höhlen in die Felsen geschlagen und Trampelpfade gebaut, damit sie ihre »Wohnungen« erreichen konnten.
Mandra fuhr auf dem sehr kurvigen Weg vorsichtig. Er mußte achtgeben, daß er keine Menschen oder Tiere behinderte, die sich am Rand des Wegs hoch in die Berge quälten.
Männer und Frauen zogen über den Pfad. Menschen, die gerade das Nötigste zu essen hatten, mehr gaben die Felder nicht her. Einmal wurde es eng, als ihm ein Wagen mit Soldaten begegnete. Die Männer hockten auf einer breiten offenen Ladefläche.

Je höher Mandra kam, um so einsamer wurde es. Hin und wieder überquerte er große Plateaus. Dann begleitete ihn rechts und links der geraden Strecke eine staubige Hügellandschaft.

Der Jeep tat seine Pflicht. Er war hervorragend gewartet, und am frühen Nachmittag legte Mandra eine Pause ein. An einem Wasserloch.

Zahlreiche Menschen hatten sich eingefunden, um das um das Loch wachsende spärliche Grün zu genießen.

Frauen wuschen ihre Wäsche. Der kalte Strom drang wasserfallartig aus einem Felsen, bevor die Fluten in eine ausgewaschene Rinne schäumten und talabwärts verschwanden.

Mandras Rast war nur von kurzer Dauer. Dennoch kam er mit den Leuten ins Gespräch und erfuhr, daß er eine Pilgergruppe getroffen hatte, die zu den Klöstern wollte. Sie würden erst am anderen Tag ihr Ziel erreichen.

Mandra gab den Leuten von seinem Proviant ab, was dankend angenommen wurde. Er fuhr weiter.

Dabei hoffte er, vor Anbruch der Dunkelheit sein Ziel zu erreichen.

Diese Hoffnung währte so lange, bis er die Steinlawine entdeckte, die, von oben kommend, den Weg versperrt hatte. Da gab es kein Weiterkommen mehr, denn Mandra konnte auch nicht um das Hindernis herumfahren.

Um den Weg dennoch fortsetzen zu können, mußte er sich eine Lücke schaffen und Steine zur Seite räumen.

Das tat er auch.

Es war eine Heidenarbeit. Der Inder strengte sich an. Er ackerte, er arbeitete im Schweiße seines Angesichts und hatte das Glück, einen harten Holzknüppel zu finden, den er als Hebel einsetzen konnte, damit die Felsen zur Seite rollten.

Schließlich hatte es der Inder geschafft. Ziemlich außer Atem legte er noch eine kleine Zwischenpause ein, trank einen halben Liter Wasser und fuhr anschließend weiter.

Er und sein Jeep waren kaum zu erkennen. Die braungelbe Staubwolke hüllte beide ein. Mandra spürte in seiner Kehle ein Kratzen, er hustete sehr oft, trank Wasser, aber gegen den Staub kam er nicht an.

Die Serpentinen wurden enger. Gnadenlos brannte die Sonne vom Himmel. Sie stand fast senkrecht, war ein Glutball und dörrte die Landschaft noch mehr aus.

Wenn Mandra freie Sicht bekam, sah er den von der Trockenheit zerrissenen Boden und hin und wieder ein paar bleiche Knochen.

Mensch und Tier war diese sengende Sonne zum Verhängnis geworden.

Sie starben am Wegesrand, und niemand hatte sich um die einsamen

Pilger gekümmert. Mandra fragte sich immer wieder, wie es die Mönche in ihren Klöstern nur aushalten konnten. Er wäre dort oben eingegangen, vielleicht sogar verdorrt.

Dann erreichte er die Stelle, wo es nicht mehr weiterging und er den Wagen abstellen mußte. Nur allmählich senkte sich die von den Rädern aufgewirbelte Staubwolke dem Boden zu, so daß die Sicht des Inders klar wurde.

Er schaute nach Westen.

Steil, unüberbrückbar und zum Greifen nahe lag dort die hohe Bergwand. Wer gute Augen hatte, und die besaß Mandra, konnte von seinem Standort aus die Öffnungen erkennen, die sich innerhalb der gelbbraun schimmernden Felswand befanden.

Dort lebten die Mönche.

Mandra Korab stand noch ein harter Anstieg bevor. Er wußte, daß es auf der anderen Seite noch einen bequemeren Weg zurück in die Täler gab, nur konnte er den wegen seiner Enge nicht mit dem Wagen fahren.

Also blieb ihm nur der anstrengendere.

So machte er sich an den Aufstieg. Den Kanister mit Wasser hatte er sich auf den Rücken geschnallt. Hin und wieder, wenn er sich zu heftig bewegte, schwappte die Flüssigkeit.

Was so nahe aussah, wurde zu einer Tortur. Dabei gab es Pilger, die den letzten Teil des Wegs auf Knien zurücklegten. Das hätte Mandra freiwillig kaum getan.

Ab und zu balancierte er an schwindelerregenden, tiefen Schluchten vorbei. Aus deren Tiefe drang manchmal ein kühler Hauch bis zu ihm hoch. Und das Kloster rückte näher. Von außen waren nur die Eingänge zu sehen. Mandra kannte jedoch das Innere und das Labyrinth von Gängen, die tief in eine kühle, unterirdische Felsregion hineinstießen.

Er war längst gesehen worden. Mehrere Mönche hatten sich vor den Höhlen versammelt und starrten zu ihm herab.

Es dauerte noch eine halbe Stunde, bis der Weg ebener wurde und Mandra sein Ziel erreicht hatte.

Keuchend kam er auf der aus der Ferne nicht einzusehenden Galerie vor den Höhleneingängen an, und als Gastgeschenk reichte man ihm eine Schale mit einer kühlen Flüssigkeit.

Es war kein Wasser, sondern der Saft einer bestimmten Frucht, die die Mönche aus dem Tal holten. Dieses Getränk belebte Mandra und schien das Blut zu verdünnen, denn er fühlte sich wieder wohler.

Mit einem Kopfnicken und wohlgeformten Worten bedankte er sich bei den Spendern und fragte nach Danai.

»Er wartet bereits auf dich«, wurde ihm gesagt.

»Ich danke euch.«

Mandra wußte, in welcher Höhle Danai lebte. Er brauchte nur ein paar Schritte, um sein Ziel zu erreichen, betrat das Halbdunkel der Höhle und spürte sofort die angenehme Kühle, die ihm entgegenwehte. Aus dem Dunkel hörte er die Stimme seines Freundes Danai.

»Willkommen bei mir, Bruder Mandra. Wer dem Bösen den Kampf angesagt hat, scheut keine Mühe, sein Ziel zu erreichen. Du hast die Mühen auch nicht gescheut. So hoffe ich, daß dir die Kraft des allmächtigen Geistes beschieden sein wird.«

Es war eine blumenreiche Anrede des ansonsten so schweigsamen Mönchs. Man mußte schon ein guter Freund sein, wenn man so angeredet wurde. Aus dem Dunkel der Höhle trat Danai auf den Inder zu.

Das Alter des Mannes war schwer zu schätzen. Der Mönch konnte 60, aber auch 90 Jahre alt sein. Sein Kopf war kahl geschoren. Kein Härchen wuchs auf der Platte, und sein Gesicht glich schon mehr einem Totenschädel. Ein äußeres Zeichen seiner Askese. Auch der Körper war mager. An der rechten Schulter, die das schräg um seinen Körper geschlungene gelbe Gewand freiließ, stand der Knochen stark ausgeprägt hervor. Unter der Haut seiner nackten Arme waren die Adern zu sehen. Sie drückten von innen gegen die Haut und schimmerten bläulich.

»Ich habe dir dein Geschenk mitgebracht«, erklärte Mandra nach der Begrüßung. Er drehte sich und ließ den Kanister von der Schulter gleiten. Der Inder war froh, das Gewicht loszuwerden. Der Kanister hatte ihn bei seiner Wanderung stark behindert.

»Ich danke dir, mein Freund, Das Wasser ist der Quell unseres Seins. Möge er nie versiegen.«

»Auch für dich nicht, Danai.«

Da lächelte der alte Mönch und Fakir, dessen Gesicht nur mehr aus Hautstücken zusammengesetzt zu sein schien. »Ich weiß, mein Freund, daß du zahlreiche Freunde unter uns Mönchen hast. Ich bin einer von vielen…«

»Nein, das ist…«

»Doch, Mandra Korab, doch. Ich habe versucht, die Dimensionen des Bösen zu durchdringen, und bin an eine gefährliche Grenze gestoßen. Wer dort ankommt, muß sich entscheiden. Entweder stellt er sich auf die Seite des Guten, oder er gehorcht dem anderen, dessen Weg in die ewige Verdammnis führt.«

»Du hast dich entschieden, Danai?« fragte Mandra leise.

»Ja, mein Freund, ich habe mich entschieden, und ich will es dir erklären. Wir müssen uns beeilen, ich habe nicht mehr viel Zeit, denn Böses ist geweckt worden.«

Mandra hatte eine Frage auf den Lippen. Er verschluckte sie.

Wenn Danai nicht reden wollte, half auch alles Fragen nichts. Er mußte selbst entscheiden.

Sie begaben sich in den Teil der Höhle, die sehr tief in den Fels hineingebaut worden war. Es wurde kühler. Auch dunkler, so daß Mandra sich genötigt sah, sein Feuerzeug anzuknipsen. Die Flamme zeichnete ein Spiel aus Licht und Schatten. Bizarr fiel es über die Innenwände, die von dem Mönch mit Gebeten und heiligen Worten beschriftet worden waren. So konnte Mandra das Gefühl bekommen, als würden die einzelnen Buchstaben zu einem Eigenleben erwachen.

Er wußte, daß Danai diese Schriften und Buchstaben als Schutz gegen böse Geister geschrieben hatte! Bisher hatte es geholfen, doch seine letzten Worte hatten sehr deprimiert geklungen. Wenn er so sprach, war die Gefahr sicherlich gewaltig.

Licht brauchte der Mönch nicht. Wenigstens kein künstliches, denn im Hintergrund der Höhle existierte ein Luftschacht, durch den auch die Helligkeit in den halbrunden Felsenraum fließen konnte. Dennoch hielt er für Besucher stets einige Kerzen parat, und Mandra zündete eine Kerze an, da es bereits dämmrig wurde. Die Sonne verschwand hinter den hohen Berggraten. Letzte glutrote Strahlen fielen noch auf die Felsen und ließen sie wie im Feuer erglühen.

Der Mönch nahm Platz. Er ließ sich auf einer Bastmatte nieder. Sie diente ihm gleichzeitig als Schlaflager. In der Nähe stand ein Tonkrug.

Dahinein würde er das Wasser füllen, das Mandra ihm mitgebracht hatte. Der Inder ließ sich im Kreuzsitz auf dem Boden nieder.

Er saß seinem Gesprächspartner genau gegenüber.

Sie schauten sich eine Weile an. Mandra kannte das Ritual, es gehörte immer dazu.

»Es wird dein letzter Besuch bei mir sein«, sagte Danai plötzlich und mit einem so großen Ernst, daß Mandra erschrak.

»Wieso?« fragte er.

»Es ist schlimm geworden. Ich habe versucht, in andere Dimensionen vorzustoßen. Das ist mir auch gelungen, bis diese Grenze kam. Über deine Waffen konnte ich nichts erfahren, doch ich gelangte bei meinem Vorstoß in ein gefährliches Zwischenreich, in dem ein Dämon haust, der aus ferner Zeit stammt und der nun dabei ist, durch seine zahlreichen Diener seine Rückkehr vorzubereiten.«

»Kennst du den Namen?«

»Ja, er ist schrecklich, und er verbreitet Angst. Es ist das Fratzengesicht!«

Mandra Korab überlegte scharf. Er ließ zahlreiche Dämonen aus der asiatischen Mythologie vor seinem geistigen Auge Revue passieren, aber von einem Wesen mit dem Namen Fratzengesicht hatte er noch nie etwas gehört.

Danai lächelte schmal. Dabei zuckte es nur um seine Lippen, mehr

geschah nicht. »Du zeigst dich überrascht, Freund?«

»Das stimmt.«

»Nicht jeder kennt die Legende des Fratzengesichts. Diejenigen, die sie kennen, wollen oft genug nichts mehr damit zu tun haben und verdrängen die Tatsache seiner Existenz. Er tauchte hin und wieder auf, um grausam zuzuschlagen. Seine eigentliche Welt ist das Zwischenreich. Er haust und lebt zwischen den Dimensionen.«

»Hast du ihn gesehen?« fragte Mandra.

Danai nickte ein paarmal. »Ich sah ihn auf meinen geistigen Reisen, als ich weit vorstieß. Er ist schlimm.« Danai begann, den Dämon in blumigen Worten zu beschreiben. Er ließ keine Einzelheit aus, Mandra sollte ihn schließlich erkennen.

»Ein Januskopf also«, sagte der Inder. Er beugte sich ein wenig vor, und das Kerzenlicht schien gegen seine Haut. Sie sah aus, als hätte sie eine Bemalung bekommen. »Chinese und Vampir«, flüsterte der Inder.

»Wie ist das möglich? Wieso habe ich es mit einem Januskopf zu tun? Wie konnte er entstehen?«

»Durch Magie, mein Freund. Und durch die Hilfe der Menschen. Die Legende besagt, daß ein Mensch und ein Vampir eine Verbindung eingegangen sind. Aus ihr ist der Januskopf entstanden.«

»Weißt du Genaueres?«

»Niemand weiß es. Du mußt in ein Land fahren, das China heißt. In eine Stadt, der die Menschen den Namen Hongkong gegeben haben. Dort kannst du seine Spur aufnehmen, und vielleicht findest du seine grausamen Diener.«

»Woran kann ich sie erkennen?«

»An den bösen Taten, mein Freund. Und an ihrem Aussehen. Die Verbindung mit dem Fratzengesicht hat sie gezeichnet. Mache dich auf den Weg in die Stadt, da wirst du sie finden können. Aber hüte dich. Das Fratzengesicht ist nahe. Es hat seine Spione überall. Sie werden versuchen, dich zu töten.«

»Und hast du keine Angst?«

»Nein, Mandra Korab. Ich bin sehr alt. Ich warte auf den Tod, der für mich die Schrecken verloren hat. Ich spüre, daß ich nicht mehr lange zu leben habe. Vielleicht wird es auch so sein, daß andere kommen und mich umbringen, weil ich dich auf die Spur gebracht habe. Kümmere dich nicht um mich. Versuche nur, das Fratzengesicht zu vernichten. Es ist besser für uns.«

»Und ich muß nach Hongkong fahren?« fragte Mandra.

»Ja, dort ist seine Heimat. Diese Stadt ist für ihn wie ein Meer, in dem er seine Opfer findet.«

Mandra erhob sich. Das Gespräch hatte einiges gebracht. Er wußte jetzt, woran er war und daß eine schier unlösbar erscheinende Aufgabe vor ihm lag. Davor hatte er sich nie Bange gemacht. Er würde

kämpfen und sich dem Grauen stellen.

Die beiden Männer umarmten sich. Mandra wünschte seinem Freund Danai noch ein langes Leben, dieser aber lächelte nur verloren.

»Vielleicht sehen wir uns mal wieder.«

»Und du hast keine Angst, daß er dich töten könnte?«

Danai schüttelte den Kopf. »Wie ich dir schon sagte, der Tod hat für mich seine Schrecken verloren.«

»Aber sie wissen, daß du in ihre Sphären eingedrungen bist?«

»Das schon.«

Mandra kannte die Asiaten. Er gehörte selbst zu der Völkergruppe.

Der Tod machte ihnen nichts aus. Sie hatten ein ganzes Leben lang Zeit, um sich auf ihn vorzubereiten.

Der Mönch legte Mandra seine Hand gegen die Brust. »Geh jetzt, mein Freund. Auf dich wartet viel Arbeit. Du mußt alles daransetzen, um den anderen zu vernichten, und du darfst keine Minute verlieren. Ich werde dich aus der Höhle begleiten.«

Schweigend schritten die beiden so ungleichen Männer nebeneinander her. Mandra war sehr hochgewachsen. Der wesentlich kleinere Mönch reichte ihm nicht einmal bis zur Schulter. Von seiner Gestalt hätten sich zwei hinter dem Inder verstecken können.

Mittlerweile war die Sonne verschwunden. Dunkelheit hatte sich über die Fels- und Bergregion ausgebreitet. Die Hitze des Tages war verschwunden. Sie hatte einer für Mandra angenehmen Kühle Platz geschaffen. Zahlreiche Mönche befanden sich vor den Höhlen und genossen die Kühle des allmählich ausklingenden Tages. Auch hatten sie Fackeln angezündet. Deren tanzender Schein warf lange Schatten und schuf gleichzeitig Inseln von rötlicher Helligkeit. Er verzerrte auch die Gesichter der Anwesenden und ließ sie aussehen wie Masken.

Sie alle schauten den Inder an. In ihren Augen las Mandra Vertrauen.

Wahrscheinlich wußten sie Bescheid und hofften, daß der Inder die Gefahr stoppte.

»Wir werden dich in unsere Gebete mit einschließen«, sagte Danai zum Abschied. »Mögen dich alle guten Geister beschützen, und möge der große Buddha dir die Kraft geben, die du benötigst, um dich dem Bösen zu stellen.«

Mit diesen Worten war Mandra entlassen. Für ihn begann ein schwieriger Teil, denn er mußte sich an den Abstieg machen. In den Tälern war es stockfinster. Manchmal drang ein Rauschen oder seltsames Heulen an Mandras Ohren. Immer dann, wenn der Wind von den Bergen fiel und über das Gestein jaulte, wobei er sich an zahlreichen Ecken und Spalten fing.

In der Dunkelheit waren die oft schmalen Pfade nicht zu erkennen.

Mandra mußte sich mehr als einmal auf seinen Tastsinn und sein Glück verlassen.

Er schaffte es bis zum Jeep. Der Wagen stand noch so da, wie er ihn verlassen hatte.

Einmal ging der Inder um das Fahrzeug herum. Er leuchtete es auch mit der Lampe an und erkannte, daß sich niemand daran zu schaffen gemacht hatte.

Mandra wollte schon einsteigen, als er mitten in der Bewegung verharrte.

Aus der Ferne war ein seltsam klingendes Heulen an seine Ohren geklungen. So klagend und unheimlich. Laut und dennoch winselnd.

Mandra lauschte.

Er kannte das Heulen der Wölfe. Sie lebten in den Bergen, aber Wölfe hatten die Laute nicht ausgestoßen. Es war auch schwer herauszufinden, aus welcher Richtung das Heulen kam. Durch die Echos war Mandra von allen Seiten eingeschlossen, aber er glaubte, vor und über sich ein violettes Licht schimmern zu sehen.

Es stand über einem Felskamm, war auch begrenzt und sah aus wie ein riesiger Kopf.

Für einen Moment rann dem Inder eine Gänsehaut über den Rücken.

Er dachte daran, daß dieses Licht zu seinen Feinden gehören konnte, und mußte an Danais Warnung denken.

Warten konnte Mandra nicht. Er stieg in den Jeep und startete. Das laute Motorengeräusch durchbrach die Stille wie ein Gewitter. Die Nacht war sehr dunkel. Der Mond war irgendwo hinter dem Bergrücken verschwunden, und die Strahlen der beiden Scheinwerfer wirkten seltsam bleich innerhalb dieser graublauen Dunkelheit.

Langsam rollte der Wagen talwärts. Mandra mußte sich stark konzentrieren. Ein Fehler seinerseits, und er würde über die Kante in eine Schlucht fallen und dort zerschellen.

Wieder wurde der Staub von den Reifen hochgeschleudert. Er umgab den einsamen Fahrer wie eine Glocke, tanzte in dichten Schleiern innerhalb der Lichtschneisen und machte für Mandra eine Sicht mehr als anstrengend.

Es dauerte wesentlich länger als bei der Hinfahrt. Bis er den Steinwall mit der Lücke erreicht hatte, war fast die doppelte Zeit vergangen.

Mandra fuhr auch nicht sofort durch die von ihm geschaffene Lücke, er stoppte kurz, folgte mit seinen Blicken dem Schein der beiden Scheinwerfer und bekam große Augen, als er sah, daß sich über den Steinen eine Gestalt abhob.

Ein Gespenst!

Mit einem Satz war der Inder aus dem Jeep!

Mandra Korab hatte schon einmal den bläulichen Schein gesehen.

Und diese Gestalt, die plötzlich vor ihm stand, verbreitete den Schein ebenfalls. Sie umgab den Mann wie eine Aura, der sich nicht vom

Fleck rührte und Mandra auch nicht ansprang. Der Inder hatte einen seiner vier Dolche gezogen und hielt ihn wurfbereit in der rechten Hand. Sollte er angegriffen werden, würde er sofort die Waffe schleudern.

Der andere tat ihm nichts. Er blieb nur stehen, wobei sich Mandra fragte, ob er es überhaupt nicht mit einem Menschen zu tun hatte.

Erst als er nahe an ihn herangekommen war, erkannte er das Gesicht des Mannes. Es war nicht häßlich zu nennen, sondern ein normales Männergesicht.

Zwei Schritte trennten die beiden. Mandra hielt den Dolch so, daß die Klinge auf seinen »Gegner« zeigte.

»Was willst du?« fragte der Inder.

»Dich warnen.«

»Wovor?«

»Da bist ihm auf die Spur gekommen. Kehre um! Laß das Fratzengesicht! Sein Einfluß ist zu groß. Du kommst gegen ihn nicht an. Keiner kann es schaffen.«

»Was hat das Fratzengesicht vor?«

»Nichts, gar nichts…« Es waren die letzten Worte der Erscheinung. Im nächsten Augenblick drehte sich der andere um und verschwand. Fast schien es so, als hätte er sich aufgelöst, dabei tauchte er nur in die Schatten der Felsen ein.

Mandra Korab gehörte nicht zu den Personen, die so leicht aufgaben.

Dieser Bote hatte ihn gewarnt und gleichzeitig gereizt. Auch neugierig gemacht, denn Mandra wollte es auf keinen Fall zulassen, daß ihm dieses Wesen entwischte. Das Fratzengesicht hatte er natürlich nicht vor sich gesehen, doch er war sicher, daß es bereits reagiert und deshalb seinen Warner ausgeschickt hatte.

Der Gegner war nach links verschwunden. Dort lagen hohe Blöcke vor einer Felswand. Das Geröll mußte zusammen mit den die Strecke blockierenden Steinen von oben herabgefallen sein. Die Wand konnte der Inder als grauen, in die Höhe wachsenden Schatten erkennen. Sie zeigte tiefe Einschnitte, die wie dunkle Insel wirkten.

Mandra kletterte über die ersten Steine hinweg. Er wollte einfach nicht glauben, daß sich der andere in Luft aufgelöst hatte. Seiner Ansicht nach hielt er sich versteckt. Möglicherweise nur aus dem Grund, um Mandra wegfahren zu sehen.

Ihn ärgerte es, daß er die Taschenlampe im Jeep gelassen hatte.

Noch einmal zurückzugehen und sie zu holen, wollte er auch nicht.

Sein Gegner hätte zu leicht verschwinden können.

Nachdem der Inder die Felsblöcke überklettert hatte, blieb er stehen.

Seinen Kopf beugte er vor. Er hörte aber nur mehr die ihm inzwischen bekannten Geräusche, wie das Säuseln des Windes über dem Gestein.

Ansonsten herrschte eine trügerische Ruhe.

Die seltsamen Einschnitte innerhalb der Felsen interessierten Mandra natürlich. Vielleicht waren es Eingänge zu unheimlichen Höhlen, die vor langen Jahren einmal entstanden waren.

Der Eingang war so schmal, daß Mandra normal nicht hindurchpaßte.

Er stellte sich schräg und tauchte hinein.

Der Spalt verbreiterte sich, so daß der Inder normal laufen konnte.

Er versuchte, so wenige Geräusche wie nur möglich zu machen.

Auf Zehenspitzen ging er weiter. Er stieg über kleine, auf dem Boden liegende Steine und tauchte immer tiefer in den engen Schlauch ein.

Bis ihn die Stimme aufhielt. Eine flüsternde Warnung erreichte seine Ohren.

»Bleib stehen!«

Mandra gehorchte. Um seine Lippen zuckte ein schmales Lächeln.

Er wußte nun genau, daß der Diener des Fratzengesichts nicht verschwunden war. Und diesmal würde er dem Inder so Rede und Antwort stehen, wie er es wollte.

Tief atmete Mandra ein. Er verließ sich auf seine vier Dolche.

Sollte der andere etwas von ihm wollen, Mandra würde ihm die Waffen in den Körper stoßen.

»Und jetzt?« fragte der Inder.

»Du hast auf meine Warnung nicht gehört.«

»Nein, das siehst du.«

»Willst du das Fratzengesicht herausfordern?«

»Zunächst einmal dich!«

Das Lachen des anderen klang in dem engen Felsschlauch hohl und gleichzeitig dumpf. »Ich habe das Gefühl, daß du dir zuviel vorgenommen hast. Das Fratzengesicht hat bisher jeden vernichtet, auch du entkommst ihm nicht. Ich gebe dir eine letzte Möglichkeit, zu verschwinden. Nimmst du sie nicht wahr, hast du die Folgen selbst zu tragen.«

»Ich werde bleiben!« Mandra hatte die Antwort gegeben und war gleichzeitig vorgegangen. Nach zwei Schritten sah er den Sprecher.

Wieder fiel ihm das seltsame Leuchten auf, das die Gestalt umgab.

Ein unheimlicher Schein, der auch das Gesicht nicht ausließ.

Welche eine Fratze!

Mandra hielt für einen Moment den Atem an, denn vor ihm stand ein Vampir!

Obwohl er eigentlich hatte damit rechnen müssen, war er dennoch überrascht. Bisher hatte er nicht gewußt, mit welchen Dienern sich das Fratzengesicht umgab, nun war ihm alles klar.

Mit Blutsaugern!

Das seltsam blauviolette Gesicht zitterte auf der Haut. Es machte das

Gesicht zu einer dämonischen Fratze, ließ die Züge zerfließen und verzerrte sie. Der Vampir hatte das Maul aufgerissen. Deutlich sah Mandra Korab die beiden Zähne. Sie liefen an ihren unteren Seiten spitz zu und glichen damit Nadeln, die in die Haut der Opfer geschlagen werden sollten.

Auch Mandra würde nicht verschont werden.

Der Vampir bewegte sich. Dabei erkannte der Inder, daß er am Ende des langen Spalts gestanden und sich mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt hatte.

Schleichend kam er vor. Der Mensch besaß Blut. Und vom Blut des Menschen ernährte er sich.

Mandra Korab ließ ihn kommen. »Wo steckt das Fratzengesicht?« fragte er. »Sag es mir!«

Der Vampir lachte. »In Hongkong«, erwiderte er flüsternd. »Das Fratzengesicht hält sich in dieser Stadt auf, wo auch seine Diener zu Hause sind…«

»Was hat es vor?«

»Ich werde dir nichts sagen«, flüsterte der Blutsauger. »Gar nichts mehr. Ich passe nur auf, damit es keiner versucht, dem Fratzengesicht zu nahe zu treten. Hast du verstanden?«

»Sehr gut sogar.«

»Aber du hast auf meine Warnung nicht gehört«, erklärte der Vampir.

»Es tut mir leid für dich. Damit bist du verloren, und ich werde dich zu meinem Opfer machen.«

Während seiner Worte stachen seine Arme vor. Sie erinnerten den Inder an lange Stöcke. Er sah auch die Hände, die so dünn waren und ihm spinnenartig vorkamen.

Der Vampir wollte ihn packen.

Mandra war schneller. Meisterhaft beherrschte er seine Dolche.

Und den ersten schleuderte er. Der Griff leuchtete während des Flugs auf, so daß die Waffe einem flammenden Speer glich. Sie huschte haargenau in die Lücke zwischen den beiden Händen, und der Vampir schaffte es nicht mehr, zur Seite zu weichen.

Er wurde getroffen.

Mandra sah die Klinge im Kopf des Mannes verschwinden. Für einen Moment war die Fratze noch zu sehen. Sie glich jetzt einem Kunstwerk aus Stein, der Vampir war schon erstarrt. Man konnte es als die Starre vor der Vernichtung bezeichnen, denn einen winzigen Moment später explodierte er vor Mandras Augen.

Ein helles Strahlen füllte den engen Schlauch aus. Der Vampir selbst war auch eingehüllt, bevor er nicht mehr da war. Als das Strahlen erlosch, sah Mandra Korab noch eine Staubwolke zu Boden rieseln.

Er atmete tief durch, bevor er sich bückte und den Dolch wieder an sich nahm. Die Waffe hatte ihn gerettet. Mandra lächelte, und er

dachte daran, daß ihm noch drei seiner Dolche fehlten. Er würde alles daransetzen, um sie wiederzubekommen.

Lässig steckte er die Klinge ein, drehte sich um und schaute den Weg zurück, den er gekommen war.

Innerhalb des Felsspalts war es stockfinster. Er sah die Hand vor Augen nicht, und ein zweiter Gegner lauerte auch nicht auf ihn. Der Weg war frei.

Mandra fühlte sich wie befreit. Er wußte jetzt, was auf ihn zukam, und konnte sich danach richten. Wenn er Hongkong erreichte, hatte er es nicht allein mit dem Fratzengesicht zu tun, sondern auch mit dessen Dienern, einer Vampirart.

Das konnte heiter werden.

Mandra erreichte seinen Jeep. Noch einmal suchte er die nähere Umgebung ab, ohne etwas zu finden. Es war kein zweiter oder dritter Blutsauger da, der auf ihn lauerte.

Der Inder klemmte sich hinter das Lenkrad und startete. Für einen Moment dachte er an Danai und wendete seinen Blick, wobei er hoch zum Kloster schaute.

Die Felswand mit ihren Höhlen war kaum zu erkennen. Dafür sah er die Feuer vor den Eingängen. Zeichen des Lichts und der Hoffnung.

Mandra drückte sich selbst die Daumen, daß sie auch für ihn galten.

Um eine Spur aufnehmen zu können, die nach Hongkong führt, hatte er in die Berge fahren müssen. Dabei war Zeit verlorengegangen.

Mandra hoffte, sie aufholen zu können.

Er mußte sich stark auf den Weg konzentrieren, doch seine Gedanken schweiften dabei ab. Der Inder dachte daran, daß die Macht des Fratzengesichts sich schon ausgebreitet hatte. Sein dämonischer Atem hatte bereits andere Länder erfaßt, und er schickte seine Diener überallhin. Auch nach Indien.

Mandra Korab ging davon aus, daß man ihn in Hongkong schon erwartete. Er würde auf der Hut sein müssen.

Auf den Lippen schmeckte er den Staub. Bald darauf Feuchtigkeit und Wasserdunst, als er die Region erreichte, wo der tropische Regenwald wuchs.

Für den Jeep war der Weg einigermaßen befahrbar, wenn der Wagen auch wie ein Schiff bei hohem Seegang tanzte. Die Strahlen der Scheinwerfer schwenkten von einer Seite zur anderen oder hüpften auf und nieder, wenn die großen Räder mit den profilstarken Reifen über Bodenwellen tanzten.

Eine schrille Geräuschkulisse umgab den Inder. Die Tiere der Nacht waren erwacht. Kreischen, Pfeifen und Schreien umgaben den einsamen Mann. Oft genug huschten geisterhaft wirkende Wesen durch die bleichen Lichtstrahlen. Unzählige Insekten fühlen sich von der Helligkeit angezogen und führten innerhalb des weißgelben

Teppichs ihre bizarren Tänze auf.

Nicht alles Wasser war verdunstet. In manchen Bodenrillen hatte es sich gesammelt. Wenn der Wagen hindurchfuhr spritzte es zu beiden Seiten des Jeeps hoch.

Irgendwann in der Nacht erreichte Mandra Korab auch wieder die Stadt. Und als er in den Park seines Hauses fuhr, leuchteten dort die Lampen und gaben ihm das Gefühl einer Geborgenheit.

Sofort waren Diener zur Stelle. Viele davon hatten bereits für seinen Vater gearbeitet.

Sie sprachen auf ihn ein, doch Mandra gab keine Antworten, als er den Jeep verließ. Er duschte, betrat den Schlafraum und legte sich auf das prächtige Bett.

Schlaf konnte er keinen finden. Seine Gedanken drehten sich stets um ein Thema.

Konnte es ihm gelingen, das Fratzengesicht zu stoppen und letztendlich zu vernichten?

Wie er es auch drehte und wendete, eine Antwort fand er nicht.

Irgendwann fiel er in einen unruhigen Schlummer, dem ein Tiefschlaf der Erschöpfung folgte.

Mandra wurde erst wach, als die Sonne schon höher gewandert war und durch das große Fenster des Schlafzimmers schien. Sie berührte sein Gesicht. Der Inder schlug die Augen auf und erhob sich.

Mit einem dumpfen Gefühl im Kopf blieb er auf der Bettkante sitzen.

Hongkong wartete, und er hatte so lange geschlafen. Dies konnte er sich kaum verzeihen.

Es mußten Vorbereitungen für die Reise getroffen werden, das Personal mußte sich darauf einrichten, und Mandra sprach wenig später mit den Leuten.

Er redete von seinem Besuch bei Danai und nannte auch das Ziel seiner Reise.

Die Männer und Frauen schauten ihn starr an. Einige waren dabei, die schon von dem Fratzengesicht gehört hatten, sie hielten sich mit einem Kommentar zurück. Mandra sah es nur ihren Reaktionen an, daß sie in etwa Bescheid wußten.

Die Maschine startete drei Stunden später. Bis dahin hatte Mandra gepackt. Telefonisch bestellte er ein Hotelzimmer. Anschließend ließ er sich mit einem Taxi zum Airport bringen.

Von diesem Zeitpunkt an war Mandra Korab für seine Diener verschollen…

***

Gegenwart

Ich habe es nicht geschafft, dachte Mandra. Die anderen waren stärker.

Es ist ihnen gelungen, mich in die Schar der Diener einzureihen.
Ich muß dem Fratzengesicht Tribut zollen. Niemand ist da, der weiß, wo ich stecke.

Es waren deprimierende Aussichten, doch Mandra konnte es nicht ändern. Er steckte nun einmal in der Situation und mußte das Beste aus ihr machen.

Zeit war für ihn bedeutungslos geworden. Er wußte nicht, ob Minuten, Stunden oder Tage vergangen waren. Er wußte nur eins. Irgendwann würde das Fratzengesicht erscheinen, um sich an ihm zu rächen.

Irgendwann…

***

Susan Perth hatte uns wirklich eine Überraschung bereitet. Daß man sie vom Dienst suspendiert hatte, damit hätte keiner von uns gerechnet.

»Da haben schon handfeste Gründe vorliegen müssen«, sagte Shao und schaute uns fragend an.

Eine konkrete Antwort konnten wir ihr auch nicht geben. Nur allgemeine Vermutungen aufstellen.

»Vielleicht hat sie sich persönlich zu stark engagiert«, sagte Suko.

»Das ist drin.«

Wir widersprachen nicht.

»Wobei sich die Frage stellt«, fuhr ich fort, »ob es wirklich gut ist, wenn wir ihr vertrauen.«

»Bleibt uns eine andere Chance?«

»Nein.«

»Du bist wenigstens ehrlich, John.« Shao lächelte.

Wir hatten mit Susan Perth ausgemacht, im Hotel auf sie zu warten, denn sie wollte noch etwas erledigen. Kurz vor dem vereinbarten Treffpunkt saßen wir wieder in der Halle zusammen.

Abermals fielen mir die Holländer auf, die zu einer Brigantinenfahrt aufbrechen wollten.

Ich wußte nicht, was das bedeutete.

Shao erklärte es mir. »Brigantinen sind Touristen-Dschunken, mein lieber John. Je nach Größe fahren sie bis weit aufs Chinesische Meer hinaus. Manchmal laufen sie auch Inseln an, wo die Passagiere einkaufen können und übers Ohr gehauen werden.«

»Das gehört wohl dazu.«

»Richtig. Wie überall.«

Susan Perth tauchte zur verabredeten Zeit auf. Sie war kaum wiederzuerkennen. Das Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Die Polizei-Uniform lag zu Hause. Sie hatte sie gegen einen verwaschen aussehenden Jeansanzug getauscht. Unter der

Jacke trug sie eine karierte Bluse.
»Sind Sie bereit?« fragte sie.
»Natürlich.« Wir standen auf.
Susan warf einen skeptischen Blick auf Shao. »Wollen Sie auch mit?«
»Wenn Sie nichts dagegen haben?«
»Doch, habe ich. Es könnte nämlich gefährlich für Sie werden. Die Gegend, in die wir gehen…«
»Kenne ich bestimmt«, fiel Shao der anderen ins Wort. »Ich stamme selbst aus dieser Stadt.«
Susan Perth hob die Schultern. »Wie Sie wollen, Miß.« Dann kräuselten sich ihre Lippen zu einem Lächeln. »Sie haben ja starke Beschützer, wie ich sehe.«
Den Spott hatten wir nicht überhört, reagierten aber nicht, sondern wandten uns dem Ausgang zu.
Ein Taxi fanden wir schnell. Susan nahm neben dem Fahrer Platz.
Wir übrigen drei quetschten uns in die zerschlissenen Polster des Rücksitzes.
Susan nannte dem Fahrer das Ziel.
Da sie chinesisch gesprochen hatte, fragte ich Shao: »Wo fahren wir denn hin?«
»In das Künstler-, Verbrecher-, Rauschgift- oder Opiumviertel. Du kannst es dir aussuchen.«
»Toll.«
»Da kenne ich mich noch aus«, meinte Suko.
»Es wird sich dennoch viel verändert haben«, sagte Shao. »Vergiß nie, daß noch immer Menschen in die Stadt strömen. Und die wollen irgendwo leben.«
»Was sie kaum können«, sagte ich.
Shao und Suko gaben mir recht. »Aber irgendwie schaffen sie es«, meinte die Chinesin. »Außerdem hat jeder Ankömmling irgendeinen Verwandten in Hongkong.«
Den Bereich der Geschäftsstraßen hatten wir sehr bald verlassen und bewegten uns durch eine Gegend, die von der Vergnügungsindustrie gezeichnet war.
Ich habe noch nie so viele Salons, Bars, Porno-Shops und Bordells auf so engem Raum zusammengedrängt gesehen. Auch der Betrieb war unwahrscheinlich. Was sich da an Menschen drängte und voranschob, konnte man kaum zählen.
Im Verkehr wäre ich bestimmt steckengeblieben. Unser Fahrer fand immer eine Lücke. Er arbeitete mit den Pedalen und der Hupe wie ein Weltmeister.
Daß er einmal mit dem rechten Kotflügel einen Gemüsekarren streifte, bemerkte er nicht.
Auch tagsüber brannten die Leuchtreklamen. Nur wirkte ihr buntes

Licht blaß und gespenstisch.
Gebaut wurde ebenfalls in Hongkong. Meistens Hochhäuser, oder man stockte auf. Die Arbeiter waren schon Artisten zu nennen, wie sie in schwindelnder Höhe ihren Job verrichteten.
Ich war beeindruckt.
Als wir einen Platz erreichten, von dem mehrere Straßen abzweigten, ließ Susan den Fahrer anhalten. Sie diskutierte kurz über den Preis und zahlte eine gewisse Summe, die den Driver mit den Zähnen knirschen ließ. Wir standen schon draußen.
Es roch nach Hafen, altem Wasser, auch nach Fisch. Kein Geruch für empfindliche Nasen. Manchmal mischte sich sogar der Duft eines schweren süßen Parfüms mit hinein.
Das Taxi war verschwunden. Ein wenig verloren kamen wir uns innerhalb der Menschenmenge vor. Wir sahen zahlreiche Rassen und Nationen vertreten: Europäer, Asiaten, Afrikaner. Hongkong ist eben international. Grell geschminkte Mädchen standen in provozierenden Haltungen an den Hauswänden. Oftmals waren sie blutjung, halbe Kinder noch.
Ich preßte die Lippen zusammen, als ich das sah. Auch Shao hatte es bemerkt. »Es ist leider noch so wie früher«, sagte sie und hob die Schultern, als wollte sie sich dafür entschuldigen.
Susan Perth hatte sich umgeschaut. Anscheinend war sie sich nicht sicher. Dann zeigte sie auf einen schmalen Gasseneinschnitt. »Da müssen wir hin.«
Ich hielt sie an der Schulter fest. »Bleibt es bei dem Vampir-Theater?«
»Das sagte ich Ihnen doch.«
»Und das Fratzengesicht?«
Sie lachte kehlig. »Schauen Sie sich um, Mr. Sinclair. Die Menschen, die Sie hier sehen, können allesamt Diener des Fratzengesichts sein. Ob Mann oder Frau, das spielt keine Rolle.«
»Spielen wir eigentlich den Lockvogel?«
»So ungefähr.«
»Und woher wissen Sie von diesem Vampir-Theater?«
»Mein Bruder gab mir die Information. Er war dem Dämon auf der Spur.«
»Wem gehört das Theater?«
Sie hob die Schultern. »Es ist schwer, einen Besitzer zu finden. Man spricht davon, daß es einem Mann gehört, der sein Geld mit Eastern, diesen Karatefilmen, gemacht hat. Es steht auch auf dessen Grund und Boden. Sie dürfen sich nicht wundern, wenn Sie plötzlich Kameras sehen und man sie aus dem Weg scheucht. In Hongkong wird jeden Tag immer irgendwo gedreht. Da der Platz begrenzt ist, bleibt es nicht aus, daß man darüber stolpert. Aber das können Sie noch alles selbst erleben.« Nachdem Susan die Worte gesprochen hatte, ging sie los,

ohne sich um uns zu kümmern.

Wir hatten Shao in die Mitte genommen und sprachen mit ihr über das Vampir-Theater.

»Gab es diese Filmstadt auch schon zu deiner Zeit?«

»Nein, die muß neu sein.«

Ja, sie war neu, wie uns Susan später bestätigte. Der Weg führte uns in Richtung Wasser. Ein penetranter Fischgeruch raubte mir zeitweilig den Atem. Diesen Gestank sonderten die Garküchen ab, die überall auf den Gehsteigen oder Straßenrändern standen.

Oft gehörten diese Küchen zu winzigen Restaurants, die es in den mit Reklamesprüchen übersäten Hausfassaden gab.

Bis zum Wasser oder zum Hafen gingen wir nicht. Zuvor bogen wir in eine Gasse ein, die noch schmaler war. Am Ende der Gasse sah ich einen golden schimmernden Torbogen.

»Er markiert den Eingang zu unserem Ziel«, erklärte mir unsere Begleiterin.

Uns sollte es recht sein. Wir waren auf jede Überraschung gefaßt und zudem gut bewaffnet.

Bisher war innerhalb dieser Stadt noch nicht viel passiert. Wir konnten dies auch nicht erwarten, denn Aktivitäten mußte erst die andere Seite zeigen. Zudem hatten wir sie bisher noch nicht gefunden.

Der Eintritt zum Filmgelände war frei. Ich sah nur in der Nähe zwei uniformierte Aufpasser stehen, die jeden Besucher mißtrauisch musterten. Wer ihnen nicht entsprach, wurde nicht eingelassen.

Auch uns streifte der Blick.

Ich behielt die Knaben im Auge und stellte fest, daß sie zumindest einen von uns erkannt hatten. Wahrscheinlich Susan Perth. Sie hatte sich während ihrer Ermittlungen oft genug auf dem Gelände herumgetrieben.

Suko, der ebenfalls etwas bemerkt hatte, machte Susan auf diese Tatsache aufmerksam.

»Natürlich kennt man mich«, erklärte sie.

»Wie sind Sie aufgenommen worden?«

Sie lachte. »Als Polizistin.«

Das besagte alles. Bestimmt nicht sehr freundlich. Ich schaute nach rechts und sah dort eine Bergkulisse aus Pappe und Kunststoff. Die grauen Felsen sahen täuschend echt aus. Im Film wäre kaum ein Zuschauer auf den Gedanken gekommen, eine Kulisse zu sehen. Sogar zwei Wasserfälle strömten aus dem Berg.

Der Wirrwarr aus Stimmen glich einem Brausen. Ebensooft war auch das Klicken der Kameras zu hören, denn fotografiert wurde wie verrückt. Als wir halb um den Berg herumgegangen waren, sahen wir einen Bahnhof. Dort fuhr soeben ein Zug ein.

Susan blieb stehen. »Wir müssen diese Bahn nehmen«, erklärte sie.

»Und wo fährt sie hin?« fragte ich.
»In den Berg.«
»Befindet sich dort das Theater?«
Susan Perth gab mir keine direkte Antwort. »Sie wissen, daß wir in Hongkong wenig Platz haben. Aus diesem Grund müssen wir entweder in die Tiefe oder in die Höhe bauen.«
»Das ist klar.«
»Zahlreiche Vergnügungsstätten befinden sich unter der Erde. Diese Bahn macht eine Rundreise. Sie hält an verschiedenen Punkten. Unter anderem auch am Vampir-Theater.«
»Das ist wirklich außergewöhnlich. Und die Mitglieder des Theaters sind Diener des Fratzengesichts?«
»Vielleicht nicht alle. Aber es gibt welche.«
»Lassen wir uns überraschen.«
Vor dem kleinen Bahnhof hatte sich die Schlange der Wartenden gebildet. Wie ich erfuhr, rollten zwei Züge in die unterirdische Welt des künstlichen Felsens.
Der erste Zug war voll. Die Wagen erinnerten an eine Achterbahn.
Wir warteten auf den zweiten Zug. Der kam, als der erste innerhalb des Felsenschlunds verschwunden war. Ein Elektro-Motor diente als Antrieb. Kaum hörbar rollten die Räder der kleinen Wagen über den Schienenstrang.
Neben uns drängte sich eine Schar Kinder. Von zwei Ordensschwestern wurden die Kleinen begleitet. Sie lächelten uns um Verständnis bittend an, als die Kinder uns schoben und drängten. Wir ließen ihnen den Vortritt.
Jeder Wagen war in drei an den Seiten offene Abteile eingeteilt worden. Auf den sich gegenüberliegenden Sitzen hatten jeweils zwei Personen Platz.
Wir waren keine Person zuviel, dennoch drängte sich ein Mann zwischen uns und drückte sich neben Susan Perth. Es war ein breitschultriger Chinese mit schwarzen Haaren, die wie angeklebt auf seinem kleinen Schädel lagen. Mich erinnerte er an den Japaner aus dem Film Goldfinger. Der Knabe mit der Melone hatte sogar einen Golfball mit einer Hand zerdrücken können.
Auch der Fahrgast trug einen Anzug. Allerdings nicht dunkel, sondern in einem streifigen Rotgrau.
Ich wollte ihn schon fragen, ob er nicht den Platz tauschen wollte, als Susan Perth den Kopf schüttelte. Um des lieben Friedens willen nahm ich woanders Platz. Eine Sitzbank hinter Susan, so daß ich sie und meine Freunde im Rücken wußte.
Letzte Fahrgäste stiegen ein. Die Kinder mit den beiden Nonnen hatten weiter vorn ihren Platz gefunden. Wir hörten das helle Lachen.
Irgendwie tat es mir gut.

Auch ich bekam Besuch. Ein älteres Ehepaar setzte sich mir gegenüber. Sie sah aus wie eine typische Amerikanerin. Bunt gekleidet und mit einem Hut auf dem Kopf, der aus der Biedermeier-Zeit zu stammen schien. Ihr Lächelnd wirkte wie eingefroren. Dabei glänzten die schmalen Lippen in einem grellen Rot. Der Mann neben ihr zeigte so gut wie kein Interesse. Er starrte auf die Spitzen seiner schmutzigen blauen Schuhe. Auf die Bemerkungen seiner Frau ging er nicht ein.

Der Platz neben mir blieb nicht lange frei. Der Zug ruckte bereits an, als es einem baumlangen, dürren Chinesen einfiel, sich neben mich zu setzen, wobei er mit einer Hand die Haltestange hielt und sich in den Wagen hineindrehte.

Kurz wandte er den Kopf nach links, grinste mich an und wischte eine Haarsträhne aus seiner Stirn.

Wir rollten aus dem kleinen Bahnhof. Bevor wir in den Felstunnel eintauchten, mußte der Zug in eine Linkskurve fahren. Auf dem Sitz drehte ich mich um und tippte Susan gegen die Schulter.

»Was ist denn?«

»Sie sagen Bescheid, wenn wir aussteigen müssen.«

»Natürlich.«

Die Elektrolok war bereits von dem Tunnelloch verschluckt worden.

Auch die Wagen verschwanden. Über uns fiel ebenfalls die Dunkelheit zusammen, so daß ich mir vorkam wie in einem Schacht und die mir gegenübersitzende Amerikanerin einen kieksenden Ruf ausstieß.

»Sei doch ruhig, Emily!« hörte ich ihren Mann sprechen.

Es ging bergab. Nicht so schnell wie bei einer Achterbahn, sondern mehr gemütlich.

Ich wurde nur ein wenig nach vorn gedrückt. Der neben mir sitzende Chinese stieß gegen mich. Seine Entschuldigung klang falsch. Noch immer war es dunkel.

Das änderte sich nach einer Minute Fahrtzeit, denn innerhalb des Schachts ein rötlich glosendes Licht. Davor standen Schilder an beiden Seiten. Die Beschriftung war zweisprachig abgefaßt worden.

In englisch und in chinesisch. Sie zeigte an, daß wir uns dem Eingang der Hölle näherten.

Sicherlich hatten die Filmemacher hier unten ihre Horrorstreifen gedreht, denn gruselig wurde es schon sehr bald. Nebel umdampfte uns.

Er war künstlich erzeugt, stieg aus der Tiefe und auch aus den Wänden des Schachts. In und hinter ihm sahen wir die schrecklichsten Gestalten, die die chinesische Mythologie zu bieten hatte.

Zumeist Monstren, die irgendeine Verwandtschaft mit Drachen oder drachenähnlichen Ungeheuern aufwiesen. Grelle Gestalten, farbig, unheimlich, Mutationen der verschiedensten Tierarten. Drachen mit

Schlangenköpfen oder Füchse mit Drachenschädeln.
Frauen und Männer, die sechs Arme hatten. Tempeltänzerinnen mit skelettierten Gesichtern, die, wenn sich die Schienen veränderten und wir nahe an ihnen vorbeifuhren, ihre Hände ausstreckten, als wollten sie mit den spitzen Fingernägeln die Haut in den Gesichtern der Fahrgäste ankratzen. Dann tauchten sie wieder zurück.
Die Kinder hatten einen Heidenspaß. Wir hörten ihr Lärmen und Schreien. Manche klatschten auch in die Hände.
Die beiden Amerikaner sah ich nur undeutlich, konnte aber erkennen, daß sich die Frau fest an ihren Mann geklammert hatte und auf ihn einredete.
Sie hatte Angst. Jedes neu aus den Schwaden auftauchende Monstrum begleitete sie mit schrillen Kommentaren.
Ihr Gatte nickte nur müde. Es sah so aus, als wäre er eingeschlafen.
Man konnte ihn nur bedauern.
Wir ließen den Eingang zur Hölle hinter uns und gelangten in ein Gelände, das dem Meer nachgeahmt war. Dabei fuhren wir über eine Brücke, denn rechts und links von uns schimmerte etwas, das aussah wie Wasser. Silbriger Schaum auf grünblauen Wellen, die sich auf- und niederbewegten. Manchmal erschien ein »Arm« aus dem Wasser. Es war zumeist der grünlich leuchtende Fangarm eines Ungeheuers oder eines Kraken. Er bewegte sich winkend hin und her, so daß ich das Gefühl hatte, er würde uns einen Gruß zusenden.
Die Meeresoberfläche blieb nicht leer. Geisterhaft erschien ein Schiff.
Wir bewegten uns, das Schiff bewegte sich. Ich schaute genauer hin und erkannte an der Form des Schiffes auch den Typ.
Es war eine Dschunke oder Brigantine!
Sie stampfte durch die Wellen. Man hatte die Segel gesetzt. Ein Mast erhob sich mittschiffs, der andere am Heck der Dschunke. Obwohl kein Wind blies, waren beide Mattensegel gebläht, und plötzlich drehte der Kahn bei.
Irgendwie interessierte mich das Schiff. Ich vergaß praktisch meine Umwelt und schaute genauer hin.
Auf dem großen Segel malte sich etwas ab. So genau erkannte ich es nicht, das Schiff mußte erst näher kommen, dann aber kristallisierte es sich hervor.
Ein Kopf mit zwei Gesichtern!
Das Fratzengesicht!
Ich hielt den Atem an. Zum ersten Mal sah ich es und war überrascht, wie schrecklich es aussah. Die rechte Hälfte zeigte das Gesicht eines Chinesen mit einem rötlich schimmernden Haaransatz, als hätte jemand Blut über den Kopf gesprüht.
Die linke Seite stellte einen Vampir dar. Bösartig und grausam schaute er. Ich sah einen der langen Hauer, der fast bis an die

Unterlippe reichte.

Die übrigen Fahrgäste sahen das Gesicht ebenfalls. Sie kommentierten es als schaurig, unheimlich und angsteinflößend.

Niemand ahnte allerdings, was wirklich dahintersteckte.

Ich sah es nicht, ich merkte nur, wie sich Susan Perth umdrehte.

Auch ich blieb nicht mehr in der Stellung hocken, spürte ihren warmen Atem an meinem Gesicht und hörte das erregt klingende Flüstern. »Das ist es, Mr. Sinclair! Das ist das Fratzengesicht!«

»Ich habe es gesehen.«

»Einen Grund für das Auftauchen kann ich mir nicht vorstellen«, erklärte Susan. »Ich habe die Fahrt schon Öfter gemacht. Bisher war die Dschunke immer normal gewesen.«

»Ohne das Gesicht im Segel?«

»Genau.«

»Dann gilt das Auftauchen uns.«

Sie lachte leise. »Das befürchte ich mittlerweile auch.«

»Wohin gelangen wir, wenn wir das Meer hinter uns gelassen haben?« wollte ich wissen.

»In die alten Grabkammern. Da sind früher Gruselfilme gedreht worden. Sieht ziemlich echt aus.«

»Dann lassen wir uns mal überraschen.«

»Das meine ich auch.«

Ich drehte mich wieder um. Das Schiff war da, daran gab es nichts zu rütteln. Bisher war die Fahrt in diesen Berg für mich ein gewisses Vergnügen gewesen. Zu vergleichen mit der Reise in eine Geisterbahn.

Doch nun sah es anders aus.

Ich habe im Laufe der Zeit einen Sinn für Gefahren und Ströme entwickelt. Hier spürte ich so etwas. Es war ein gefährlicher, unsichtbarer Strom vorhanden, der uns streifte.

Die Gefahr ging vom Fratzengesicht aus!

Es starrte auf den Zug. Kalt waren seine Augen. Einmal das Auge mit der Mongolenfalte, zum anderen das des Vampirs. Mit einem harten, gnadenlosen Blick, in dem gleichzeitig die Gier nach Blut zu lesen war.

Verdammt, das war echt!

Der Zug rollte weiter. Er passierte auch die Dschunke, ohne daß etwas geschehen wäre.

Sehr wohl fühlte ich mich nicht mehr. Ich wußte, daß hier etwas auf uns lauerte, das bereitstand, uns in die Arme zu schließen.

Vielleicht, um uns zu erdrücken.

Rechnen mußten wir mit allem.

Susan hatte von Grabkammern gesprochen, die wir bald erreichen würden. Dunkel wurde es jedenfalls, und aus versteckten Lautsprechern drang ein schauriges Heulen, als würde der Wind um

irgendwelche Hausecken fegen oder sich in einem Wirrwarr von Felsen fangen.

Wahrscheinlich sollten diese Laute aus dem Reich der Toten stammen.

Ich schaute nach rechts und links aus dem Wagen. Dabei konnte ich den Eindruck bekommen, durch eine Schlucht zu fahren. Dunkle Wände, mehr grau als schwarz, schattenhaft darin zu sehen große Gesichter mit gequälten Zügen. Aufgerissene Mäuler, hervorquellende Augen, und immer wieder das unheimlich klingende Heulen und Jammern.

Die Frau mir gegenüber hatte sich fest an ihren Mann geklammert.

Es war nicht völlig finster. Ein dunkles, wenn auch schattenhaftes Licht streifte unsere Gesichter. Es machte sie bleich, und sie erinnerten mich an Totenmasken.

Ich mußte den Erbauern dieser Bahn und des dazugehörigen Gruselparks ein Kompliment machen. Sie hatten es ausgezeichnet verstanden, die Atmosphäre des Grauens hinüberzubringen.

Auch ich war für einige Sekunden gefangen. Dies sollte wohl auch Sinn der Sache sein, denn plötzlich spürte ich an meiner Hüfte den harten Druck. Es war ein Paar Hände, das mich umklammert hielt und mich blitzschnell anhob. Es ging so schnell, daß ich nichts dagegen unternehmen konnte. Bevor ich mich versah, schwebte ich schon über der Sitzfläche, wollte mich noch an der Haltestange festklammern, griff aber ins Leere.

Der dürre Chinese!

Das war mein letzter Gedanke, bevor ich nach draußen geschleudert wurde, irgendwo aufprallte und unaufhörlich in die Tiefe rutschte…

***

Der Zug fuhr ohne mich weiter!

Ich sah die Wagen vorbeiziehen und links von mir verschwinden.

Gestoppt wurde ich nicht. Auf dem Bauch rutschte ich weiter den steilen Abhang hinab. Zudem war er glatt. Es gab nirgendwo eine Stelle, an der ich mich festklammern konnte. Diese Reise in die Tiefe war von mir nicht zu stoppen.

Im Prinzip schalt ich mich selbst einen Narren. Eigentlich hätte ich es wissen müssen, daß man uns angreifen würde. So hatte ich die Folgen selbst zu tragen.

Und weiter ging die Rutschpartie. Über welch ein Material ich genau nach unten glitt, war nicht festzustellen. Vielleicht über Gummi oder eine Plane.

Irgendwann überschlug ich mich. Wahrscheinlich war der Winkel zu steil geworden. In diesen Momenten wußte ich nicht, wo oben oder unten war, weil die Orientierung völlig verlorenging. Ich hatte nur

Angst, daß ich zu hart aufkommen würde, und rollte während der Rutschpartie meinen Körper zusammen.

Der Aufprall war weicher, als ich angenommen, hatte. Kein sehr harter Boden, irgendein schwammiger Morast, vielleicht auch Kunststoff, hielt mich auf.

Es war Kunststoff.

Weich, nachgiebig, zudem federnd.

Für einen Moment blieb ich liegen. Ich mußte mich erst einmal ausruhen und mit den neuen Tatsachen fertig werden. Tief holte ich Luft, betastete meinen Körper und fand kaum Stellen, die schmerzten.

Gebrochen oder verstaucht hatte ich mir nichts. Und auch meine Waffen waren vorhanden, wie ich bei einem schnellen Check feststellte.

Das war noch einmal gutgegangen.

Ein wenig zitterten mir die Knie schon, als ich aufstand und hochschaute, wo ich hergekommen war. Von meiner Position aus wirkte es verdammt steil. Die Gleise konnte ich nicht erkennen. Ich sah auch keinen Zug mehr und befand mich mutterseelenallein innerhalb der nicht völlig dunklen Gruft.

Das Licht fiel aus verborgenen Scheinwerfern. Auch hörte ich ein leises Klagen und Wimmern. Wenn ich nach vorn schaute, sah ich den überaus hohen Eingang einer Höhle. Wahrscheinlich reichte sie bis zur Decke dieser unterirdischen Felsenhalle.

Die Höhle war Wohnstätte der Toten.

Eine Imitation, nichts Echtes. Wenigstens nicht für den normalen Touristen. Bei mir war ich mir nicht sicher, ob man für mich nicht noch einige echte Überraschungen auf Lager hielt.

Bestimmt sogar…

Hoch konnte ich nicht, der Abhang war zu steil und glatt, deshalb blieb mir nur die Möglichkeit, weiter nach vorn zu gehen. Es gab bestimmt einen Weg, auf dem ich das Vampir-Theater mit dem kleinen Bahnhof dabei erreichen konnte.

Bestimmt erwarteten mich einige böse Überraschungen. Schließlich hatte man mich nicht umsonst aus dem fahrenden Zug geschleudert.

Man sah in mir den härtesten Gegner.

Nach dem Durchschreiten des gewaltigen Tors hüllte mich die Dunkelheit ein.

Ich hatte die Gräber erreicht…

Man darf sich das nicht wie einen normalen Friedhof vorstellen, nein, das hier war anders. Eine unheimliche Stätte, in der ein Geist wohnte, den ich als gefährlich einstufte.

Da hatte sich etwas getan!

Wieder mußte ich an das Fratzengesicht denken. Dieser verfluchte Dämon war auferstanden, und wahrscheinlich hatte er von dieser

unterirdischen Stätte längst Besitz ergriffen.

Ich schaute in das erste Grab.

Es war in die Felswand hineingeschlagen worden. Im Hintergrund wurde es von einem blauen Licht erfüllt, das allerdings eine natürliche Ursache besaß.

Eine blaue Glühbirne war an der Decke des Grabs befestigt und gab ihr Licht ab.

Der Schein fiel auf eine Gestalt. Im ersten Augenblick dachte ich an einen halb verwesten Toten, bis ich erkannte, daß es sich um eine Mumie handelte.

Die sich bewegte!

Plötzlich kam sie hoch. Ich hörte ein schauriges Ächzen, griff dann unwillkürlich zur Beretta und steckte sie wieder weg, als ich erkannte, daß das Ächzen nicht von der Mumie, sondern aus einem Lautsprecher gekommen war.

Alles nur Illusion.

Ich lachte befreit auf, bevor ich meinen Weg weiterging. Schon bald stellte ich fest, daß der Weg nicht mehr eben war, sondern in die Höhe führte.

Ich schritt durch die Grabanlage und hörte über mir plötzlich ein Rattern.

Es war der zweite Zug. Erst jetzt erkannte ich den schmalen Steg hoch über meinem Kopf, und ich mußte feststellen, daß die Gräber oben geöffnet waren. Die Fahrgäste konnten während der Fahrt hinunterschauen und sich die nachgemachten Mumien ansehen.

Wirklich interessant. Auch mich sahen sie. Einige winkten mir sogar zu. Im Gegenlicht sahen ihre Arme aus wie lange, schwarze, geisterhafte Schatten.

Dann war der Zug vorbei. Und ich dachte darüber nach, aus welchem Grund man mich überhaupt aus dem fahrenden Wagen geworfen hatte.

Es mußte einen geben, auch wenn ich ihn mir noch nicht vorstellen konnte. Auf jeden Fall fühlte ich mich nicht mehr so verlassen und ließ die Gräber allmählich hinter mir zurück.

Wenig später entdeckte ich links von mir ein Transformatorenhäuschen. Es paßte überhaupt nicht in die gruselige Atmosphäre und erinnerte mich wieder daran, daß alles nur Illusion war.

Bis auf den Mann, der hinter dem Häuschen hervorschoß. Es war der Kerl, der mich aus dem Wagen geschleudert hatte. Nur zeigte er sich jetzt verändert.

Er war zu einem Vampir geworden!

***

Suko, Shao und auch Susan Perth hatte es nicht merkt, daß sie von John Sinclair getrennt worden waren. Es ging nun mal nicht, und so hatten sie in den sauren Apfel beißen müssen.

Susan befand sich in Sinclairs Nähe. Sie saßen praktisch Rücken an Rücken, während neben ihr dieser wuchtige Chinese wie ein Buddha auf dem schmalen Sitz hockte und dabei breit grinste. Es war ein falsches Lächeln. Sicherlich spielten sich hinter seiner Stirn andere Gedanken ab.

Hin und wieder glitt sein Blick auch über Shaos Gestalt. Dann trat in seine Augen ein seltsames Leuchten.

Suko ahnte, was in dem Kerl vorging. Sollte dieser versuchen, sich an Shao zu vergreifen, würde ihm der Inspektor beide Ohren vom Kopf schlagen.

Der Zug fuhr in den Tunnel. Augenblicklich verschwand das Gesicht des Suko und Shao gegenübersitzenden Chinesen wie ein Nebelstreif in der Sonne. Er schien überhaupt nicht mehr da zu sein, und auch von Susan Perth war nur mehr etwas zu ahnen.

Suko merkte, wie Shao ihn anstieß. »Was hast du?« flüsterte er.

»Da stimmt etwas nicht.«

»Und was?«

»Ich weiß nicht, Suko. Ich habe so ein komisches Gefühl. Irgendwie glaube ich, daß wir in eine Falle geraten.«

»Ich werde meine Augen offenhalten.«

»Sicher…«

Es wurde wieder heller. Wie auch der vor ihnen sitzende John Sinclair, so hörten die drei anderen ebenfalls die Kommentare der übrigen Reisenden. Manchmal die Rufe des Schreckens, dann wieder schrilles Gelächter, das sehr oft auch unnatürlich klang.

So eine Fahrt in die chinesische Mythologie war reine Nervensache.

Sie sahen, daß sich Susan Perth umdrehte und mit John Sinclair sprach.

Verstehen konnten Suko und Shao nichts, dafür waren die Nebengeräusche zu stark.

Weiter ging die Fahrt. Plötzlich erschien das Schiff.

»Da, die Dschunke!« zischte Shao.

Suko hatte sie im selben Augenblick gesehen, und er entdeckte auch das schreckliche Gesicht auf dem Segel.

Das Fratzengesicht!

Bisher hatten sie nur davon gehört. Nun sahen sie es zum ersten Mal vor sich.

Eine schaurige Fratze, zum Glück nicht echt, sondern nur auf dem großen Segel der Dschunke abgemalt.

Der buddhaähnliche Chinese ihnen gegenüber begann leise zu lachen.

Seine nächste Frage war direkt an Shao und Suko gerichtet. »Seht ihr das Gesicht, ihr beiden?«

»Wir sind nicht blind«, erwiderte Suko.

»Das ist das Fratzengesicht.«

»Und?«

»Es ist zurückgekommen«, erklärte der andere. Mehr wollte er nicht sagen, auch dann nicht, als Suko nachhakte.

Das Schiff verschwand. Für Suko, Shao und Susan Perth war es ein Warnsignal gewesen. Die ehemalige Polizistin nickte. Sie schien die gleichen Gedanken wie Suko und Shao zu haben, sie sagte aber nichts.

Sie gelangten zu den Gräbern, nachdem sie den Eingang zur Hölle und Dschunke hinter sich gelassen hatten. Es wurde düster, dunkel.

Ein geisterhaftes Heulen und Jaulen lag in der Luft, sehr fern und gleichzeitig nah. Suko gestand sich ein, daß die Atmosphäre sehr gut getroffen war.

Plötzlich bewegte sich der vor ihnen sitzende Chinese. Er griff mit der rechten Hand in die Innentasche. Eine Geste, die dem Inspektor überhaupt nicht gefiel. Er ahnte Schlimmes und wollte etwas unternehmen, als Shao ihn ablenkte.

»Da, John!«

Ihr Ruf war laut gewesen. Auch Susan Perth drehte sich um. Und sie sahen John Sinclair wie einen Schatten außerhalb des Zugs verschwinden. Von einer Sekunde zu anderen war nichts mehr von ihm zu sehen. Die Finsternis hatte ihn geschluckt.

Durch Shaos Ablenkung hatte der dicke Chinese Zeit bekommen.

Aus den Augenwinkeln bemerkte Suko, wie er etwas zum Mund führte, das wie ein Blasrohr aussah.

Einen Gedankenblitz später bekam der Inspektor den Treffer mit.

Er spürte den schmerzhaften Einstich am Hals, zuckte zusammen, blieb für einen Moment in einer steifen Haltung, bevor er wieder auf den Sitz fiel.

Shao griff sofort nach ihm, rief seinen Namen und drehte dabei gleichzeitig den Kopf, so daß sie auf den Chinesen schauen konnte – und gegen das Blasrohr.

Sie hörte nichts, sie merkte nur den Stich an der Wange. Shao hatte noch einen Arm in die Höhe heben wollen, es gelang nicht mehr.

Mitten in der Bewegung starb er buchstäblich ab, fiel nach unten, und die Hand klatschte auf den Schenkel.

Alles war sehr schnell gegangen. So schnell, daß selbst eine Polizistin wie Susan Perth nicht hatte reagieren können. Sie fuhr noch herum, und es gelang ihr tatsächlich, mit einem Schlag das Blasrohr zu treffen, so daß sie durch den kaum sichtbaren Pfeil nicht erwischt wurde.

Dafür durch den Prankenhieb.

Und der hob sie fast vom Sitz. Ihr Kopf flog nach hinten, sie prallte gegen eine Haltestange, bevor sie schlapp wurde und auf dem Sitz zusammensank.

So wie Suko und Shao auch zusammengesunken waren. Der bullige Chinese hatte es geschafft und alle drei ausgeschaltet. Er war zufrieden.

Mit seinen kurzen, dicken Fingern rieb er über den Bauch, während ein Grinsen die untere Gesichtshälfte in die Breite schob…

***

Der Leiter der Touristengruppe, ein gewisser Steenbergen, hatte schon vor Tagen die Dschunke allein für seine Reisetour gechartert.

Hongkong ohne Dschunkenfahrt war nur halb soviel wert, und diese Fahrt mit der Gruppe sollte etwas ganz Besonderes sein, denn sie dauerte über zwei Tage.

Die Schiffsreise führte in das Südchinesische Meer hinein, wo einige Inseln angelaufen werden sollten. Auf einer Insel wurde auch übernachtet, sehr primitiv, ohne Dusche und WC, mal ein wenig den Hauch verspüren, den auch Robinson Crusoe gerochen hatte.

Das wollten die Reisenden aus den Großstädten wie Amsterdam, Den Haag oder Rotterdam.

Ihre Zahl hatte auf 25 begrenzt werden müssen, obwohl Steenbergen noch weitere Anmeldungen vorlagen, die er zunächst einmal für die nächste Asien-Tour vormerkte.

Im Hilton Hongkong hatten die Mitglieder der Gruppe noch einmal erleben können, was Zivilisation ausmachte, dann war man in einen Bus gestiegen und zum Hafen gefahren.

Die Dschunke oder Brigantine wartete bereits. Das Schiff lag auch nicht dort, wo die anderen dümpelten, sondern an einer Stelle, die relativ einsam war. Wenigstens befanden sich keine anderen Schiffe in der Nähe. Niemand dachte sich etwas dabei. Die Erwartungen der Frauen und Männer waren viel zu hochgespannt, man malte sich bereits aus, welche Abenteuer man erleben würde.

Steenbergen sprach mit dem Kapitän. Er war ein schmuddeliger Bursche namens Xang. Die Uniformjacke zeigte Flecken. Unter den Achseln waren sie besonders groß. Von dort strömte auch der säuerliche Schweißgeruch, der vor allen Dingen den Damen unter den Reisenden sehr mißfiel.

»Sie sind pünktlich«, sagte Xang zu dem Reiseleiter und reichte ihm die Hand.

»Wenn ich etwas organisiere, immer.«

»Das ist gut. Dann hoffe ich ferner, daß Ihre Leute da see- und sturmfest sind.«

»Wieso?«

Der Kapitän lachte laut. »Schauen Sie mal gegen den Himmel. Das gibt ein Wetterchen.«

Steenbergen hob den Kopf, sah über dem Meer die grauen Wolken heranziehen und zuckte mit den Schultern. »Wenn es zu stürmisch wird, müssen wir uns eben in der Koje festschnallen.«

Xang wollte sich vor Lachen ausschütten. »Koje? Ich glaube, ich habe mich verhört. Das ist keine Koje, in der Sie und Ihre Leute schlafen. Sie werden sich daran gewöhnen müssen, die Ruhepausen in Hängematten zu verbringen.« Er tippte Steenbergen an. »Sie wollten es doch stilecht haben, oder täusche ich mich da?«

Der Reiseleiter war ein wenig blaß geworden. Aus diesem Grund traten die Sommersprossen in seinem Gesicht noch stärker hervor.

Fahrig fuhr er durch sein rotblondes Haar. »Natürlich wollte ich es stilecht haben. Es werden sich nur einige Leute wundern.«

»Sagen Sie das lieber gleich, Mister, dann können die Ängstlichen noch abspringen.«

Steenbergen wollte erst nicht so recht. Überlegte es sich anders und sprach mit den Leuten.

Begeistert waren sie nicht, das las er an ihren Mienen ab. Doch niemand sprang ab, weil sich wohl keiner vor dem anderen blamieren wollte. So nahm man die Fahrt eben hin.

»Dann heiße ich Sie alle herzlich willkommen!« rief der Kapitän laut und deutete auf sein Schiff. »Sie werden das Vergnügen haben, mit einer echten Dschunke zu fahren. Wir nennen sie auch Brigantine.« Er sprach ein schreckliches Englisch, aber die meisten seiner Worte wurden verstanden, vor allen Dingen die Warnung, die er noch hinzufügte und seiner Stimme dabei einen dumpfen Klang gab. »Diese Dschunke ist verflucht. In ihr lebt ein böser, unheimlicher Geist, der die Menschen vernichtet und sie frißt.«

Ein besonders Mutiger rief zurück: »Was ist das denn für ein Geist? Wir müssen ihn schließlich anreden können, wenn wir ihm begegnen.«

»Auf diesem Schiff sind Männer gehängt worden. Sie baumelten Tage und Wochen an der Rah, bis nur mehr Skelette von ihnen zurückblieben. Habt ihr verstanden? Skelette!«

»Kann man die auch mal sehen?« rief der Mutige.

»Natürlich. In Vollmondnächten erscheinen sie in einem blauen Licht an der Rah hängend. Sie dürsten dann nach dem Blut der Menschen, denn sie sind zu gierigen Vampiren geworden. So erzählt es nicht nur die Geschichte, so stimmt es auch.«

»Haben Sie die Geister schon gesehen, Kapitän?«

»Natürlich.«

»Und Sie leben noch?«

Xang lachte, riß die Augen weit auf und rollte mit den Pupillen.

»Natürlich lebe ich noch. Ich kann gar nicht sterben, denn ich bin

selbst zu einem Vampir geworden.«

Das war der Witz des Tages. Die Holländer hatten ihren Spaß.

Keiner unter ihnen sah den lauernden Blick des Mannes, der abschätzend über die Körper der Menschen glitt.

Nur Bert Steenbergen hatte plötzlich das Gefühl, daß einiges nicht so war, wie es sein sollte. Er hätte sich den Kapitän zuvor ansehen sollen, anstatt sich blind auf die Informationen eines anderen zu verlassen.

Dazu war es jetzt zu spät.

»Da nun alle Klarheiten beseitigt sind, können Sie entern, meine Herrschaften!« rief Xang. »Die Besatzung und ich heißen Sie herzlich willkommen! Sie werden sich bestimmt wohl fühlen, und auch unsere Bordküche ist nicht zu verachten. Hier bekommen sie die echte chinesische Kost, nicht wie in vielen Restaurants Ihres Landes. Nur essen müssen Sie. Am Ende der Reise erfahren Sie dann, was Sie gegessen haben. Ha, ha, ha…«

Die Touristen nahmen seine Worte nicht so tragisch. Sie glaubten, daß es zum Programm gehörte.

Die Reiseroute lag fest. Kurs Südost. Bei Anbruch der Dunkelheit wollten sie die Insel anlaufen, wo auch die erste Nacht verbracht werden sollte. Die nächste Nacht sollten sie dann auf dem Schiff erleben. So stand es im Programm. Es gab keinen Grund, davon abzuweichen.

Die Männer und Frauen bekamen ihre Kabinen zugewiesen. Das waren muffig riechende Ställe, wie einer der Holländer formulierte.

Zu sechst mußten sie sich eine Kajüte teilen. Es waren tatsächlich Hängematten aufgespannt worden. Für das Gepäck gab es einfache Holzregale.

Toiletten oder Duschen waren nicht vorhanden. Der Abtritt lag am Heck der Dschunke.

So manche Euphorie wurde gedämpft.

Vor allen Dingen bei den Frauen. Vom Hilton auf die Dschunke, das war schon allerhand. Man diskutierte bereits darüber, ob man noch aussteigen sollte, als an Deck bereits die Segel gesetzt wurden.

Allmählich nahm die Brigantine Fahrt auf. Ihr Ziel war das offene Meer und später die Insel.

Keiner der Passagiere ahnte das wirkliche Ziel des Schiffes, und niemand glaubte daran, daß manche Geistergeschichten gar nicht erlogen waren und zu blutigen Tatsachen werden konnten…

***

Wie der Chinese aus dem fahrenden Zug entwischt war, interessierte mich nicht. Ich sah ihn auch nicht mehr als Mensch, sondern als Blutsauger, als Vampir.

Er hatte den breiten Mund weit aufgerissen. Die beiden Eckzähne

schauten aus dem Oberkiefer, wobei die Spitzen naß glänzten, als wären sie mit Wasser in Berührung gekommen.

Das Haar hing dem Vampir lang in die Stirn und schlug in der Mitte einen regelrechten Halbkreis.

Es lag auf der Hand, daß er mich umbringen wollte. Vampire brauchen Menschenblut, da machte auch dieser aus dem fernen Asien keine Ausnahme. Doch ich hatte keine Lust, Opfer der Bestie zu werden, und zog mit einer glatten Bewegung die Silberkugel-Beretta.

Der Blutsauger mußte in das kleine Loch der Mündung schauen, doch es störte ihn nicht weiter, da ich in seinem Gesicht überhaupt keine Reaktion erkannte.

»Was willst du?« fragte ich.

»Dich!«

Ich lachte auf. »Das hatte ich mir gedacht. Nur werde ich mich so leicht nicht ergeben. Meine Pistole ist mit geweihten Kugeln geladen. Sie töten dich auf der Stelle. Deshalb brauchst du es gar nicht zu versuchen.« Ich hatte im Gefühl eines sicheren Sieges gesprochen.

Das sollte auch der Vampir merken, doch er kümmerte sich nicht darum.

Über dem Transformatorenhäuschen brannte eine Lampe. Sie gab ein klares, schattenloses Licht ab, und auch der Blutsauger warf keinen Schatten, als er sich bewegte und auf mich zukam.

»Du wirst dich wundern!« flüsterte er dabei. »Niemand kann den Diener des Fratzengesichts töten. Niemand!«

Die Worte waren sehr klar gesprochen worden. Sie machten mich gleichzeitig unsicher, und ich warnte ihn noch einmal, als er zwei Schritte vorging.

Er kümmerte sich nicht darum.

Für mich wurde es Zeit, etwas zu unternehmen. Es wäre Selbstmord gewesen, den Vampir am Leben zu lassen. Deshalb machte ich kurzen Prozeß und drückte ab.

Die Mündungsflamme der Pistole war kaum zu sehen, aber ich erkannte den Einschuß.

In die Brust getroffen, wankte der Blutsauger zurück, riß beide Arme hoch, drehte sich nach rechts, geriet dabei ein wenig außerhalb des Lichtscheins und brach zusammen.

Sein Körper fiel schwer zu Boden. Er blieb halb auf der Seite liegen, die Beine hatte er angezogen. Ein Bild der Vernichtung, des Jammers, wie jeder getroffene Vampir, und ich rechnete mit dem Prozeß der Auflösung.

Es tat sich auch etwas. An der rechten Seite begann es. Unter der Kleidung fing der schauerliche Prozeß an. Erkennen konnte ich dies nicht, aber ich sah, wie der Stoff allmählich zusammenfiel. Dabei erklang ein schauriges Ächzen und Stöhnen, manchmal von

Heullauten unterbrochen. Der Blutsauger mußte wirklich starke Schmerzen verspüren. Einmal streckte er den rechten Arm so weit aus, daß die Hand in den Lichtkreis der Lampe geriet.

Ich sah seine Finger. Er hatte sie gespreizt und gleichzeitig gekrümmt, so daß er mit den Nägeln über den Boden kratzte. Die Haut war dunkel geworden. Es würde nicht mehr lange dauern, bis sie ihm von den Knochen fiel und auch diese zu Asche wurden.

Eigentlich war für mich die Sache erledigt. Ich sah nicht gern zu, wenn ein Blutsauger starb, und hatte mich bereits abgewendet, als ich hinter mir das schleifende Geräusch vernahm.

Sofort drehte ich mich um.

Zunächst wollte ich es nicht wahrhaben und glaubte, einer Halluzination erlegen zu sein, aber es stimmte tatsächlich.

Der Vampir stand wieder auf!

Obwohl von meiner geweihten Silberkugel getroffen, kam er in die Höhe und stieß dabei noch ein höhnisches Gelächter aus.

Ich stand bewegungslos auf dem Fleck. Vampir war also nicht gleich Vampir. Was hier geschah, war mir in meiner gesamten Praxis als Geisterjäger noch nicht begegnet. Das war Wahnsinn und doch Realität.

Der Blutsauger erhob sich, wobei er sich langsam drehte und schließlich so stehenblieb, daß ich ihn anschauen konnte.

Mir gegenüber stand eine wirkliche Ausgeburt der Hölle!

***

Daß es allmählich heller wurde und der Zug sich immer mehr dem kleinen Zwischenbahnhof näherte, merkten Suko, Shao und Susan nicht.

Sie lagen nach wie vor in einer tiefen Bewußtlosigkeit. Das Gift, mit dem die kleinen Pfeile präpariert waren, wirkte nicht nur schnell, sondern auch andauernd.

Helle Strahlen fielen jetzt auf den kleinen Zug. Eine Lautsprecherstimme erklärte in zwei Sprachen, daß man die Fahrt für einen Besuch im Vampir-Theater unterbrechen könnte. Man sollte sich nur beeilen. Die nächste Vorstellung begann in fünf Minuten.

Einige Fahrgäste wollten, die meisten jedoch nicht. Sie blieben sitzen, und es fiel ihnen jetzt auch auf, daß sich die drei nicht rührten. Sie lagen schräg auf den Bänken und waren nur mehr durch die seitlichen Lehnen gestützt.

Der dicke Chinese war aufgestanden und winkte zwei Helfern. Sie kamen sofort. In ihren dunkelblauen Arbeitsanzügen sahen sie aus wie Rotchinesen aus der Volksrepublik.

»Was ist geschehen?«

»Sie haben die Fahrt nicht überstanden«, erklärte der dicke Chinese.

»Alle drei sind ohnmächtig. Helfen Sie mir! Wir müssen sie abladen.«

»Ja, machen wir.«

Die Helfer nahmen sich der beiden Frauen an, während der dicke Chinese sich um Suko kümmerte.

Der Inspektor war wirklich kein Leichtgewicht, doch wie der andere es schaffte, Suko hochzuhieven und über die Schulter zu legen, das grenzte schon an Kraftartistik. Fröhlich grinsend winkte er den Helfern noch zu, damit diese auch mit ihrer wesentlich leichteren Last mit ihm Schritt halten konnten.

Sie gingen über die Gleise, doch sie betraten das Theater nicht durch den Haupteingang, der in einem seltsam fahlen Licht aufleuchtete, weil eine Vampirfratze intervallweise blau und rot aufleuchtete. Es war die richtige Kulisse für ein Theater dieser Art.

Der dicke Chinese und die beiden Helfer blieben auf einer Höhe.

Sie warfen sich gegenseitig Blicke des Einverständnisses zu. Von anderen Menschen wurden diese nicht bemerkt. Für diese Fahrgäste sah alles sehr normal aus.

Die drei brauchten mit ihrer Last nicht um das Gebäude herumzugehen, denn es besaß noch einen Seiteneingang. Die Tür war nicht verschlossen. Alles wirkte wie vorbereitet!

Hinter der Tür lag ein Gang. Aus den normalen Theaterräumen drang leise Musik. Es waren gruselige Tone, untermalt von Schreien, Stöhnen und Kreischen.

So etwas brauchten die Zuschauer.

Der dicke Chinese und seine beiden Helfer brauchten etwas anderes.

Und zwar jemanden, der ihnen eine Falltür öffnete, damit sie sich nicht selbst bücken mußten.

Dieser Jemand war da. Ein kleiner Mensch, fast ein Liliputaner, der in einem weißvioletten Trikot steckte, hohl kicherte und die Falltür entriegelte.

Automatisch fuhr eine Aluminiumleiter nach unten, so daß die drei Männer in die Tiefe steigen konnten, ohne ihre Last von den Schultern nehmen zu müssen.

Sie verschwanden wie Schatten in der Tiefe und erreichten einen unterirdisch gelegenen Raum. Er war völlig kahl. In einer Ecke standen nur mehr drei große Scheinwerfer, die Filmleute brauchten, um Szenen auszuleuchten.

An der Schmalseite des Raums bückten sich die drei und ließen ihre Opfer von den Schultern rollen.

Sie fielen zu Boden, ohne einen Laut abzugeben. Und dort blieben sie auch liegen.

Der dicke Chinese rieb seine Handflächen gegeneinander und stieß einen Zischlaut aus.

Seine beiden Helfer verstanden. Sie verbeugten sich artig, bevor sie

sich zurückzogen und den Chef mit seinen drei Gefangenen allein ließen. Er schaute auf seine Opfer.

Sie lagen auf der Seite. Das gefiel ihm überhaupt nicht, Bei dem Mann war es ihm egal, doch bei den Frauen nicht. Ihm hatte es besonders die dunkelhaarige Chinesin angetan. Zu ihr ging er, bückte sich und drehte sie auf den Rücken.

Wie schön sie war!

An der Decke brannte eine Lampe. Ihr Schein leuchtete direkt in Shaos Gesicht, so daß der Chinese jede Hautfalte erkennen konnte.

»Wie eine Göttin«, hauchte er. »Wie eine Göttin…«

Der Mann war außer sich. Noch nie zuvor hatte er eine Frau gesehen, die diese Schönheit aufwies. Ihr Anblick machte ihn wahnsinnig, verrückt und ließ sein Blut schneller durch die Adern fließen. Er bekam einen trockenen Hals, es fiel ihm schwer, Luft zu holen, und seine Hände begannen zu zittern.

Der Mann besaß kleine Stummelfinger. Er streckte die Arme aus und berührte den Körper. Dabei glitten die Fingerkuppen vorsichtig über ihn hinweg, sie streichelten. Kaum ein Mensch, der den Chinesen zum ersten Mal sah, hätte ihm diese Zärtlichkeit zugetraut.

Wieder schaute er sie an. Shao lag auf dem Rücken. Der Kopf war zur Seite gedreht. Das lange Haar fiel wie ein Vorhang in eine Richtung, wobei es noch einen Teil des Gesichts verdeckte.

Der dicke Chinese hob einige Strähnen an und ließ sie zur Seite gleiten, damit das Gesicht frei vor ihm lag. Wieder streckte er einen Finger weit aus. Mit der Spitze zog er die Konturen des Gesichts nach, strich über das Nasenbein, die Wangen und erreichte die Lippen, die unter der Berührung zuckten.

»Ja!« keuchte der Mann. »Du wirst mir gehören. Du mußt mir gehören. Wie schon einmal, als ich dich sah. Aber da hast du es geschafft, kleine Shao. Und du wirst dich erinnern…« Er begann plötzlich zu lachen. Es war ein leises Lachen, und seine Adern am Hals zuckten dabei. »Du wirst dich wieder an mich erinnern, das schwöre ich dir …« Er nickte sich selbst bestätigend zu und begann damit, etwas zu tun, was er sich schon vorgenommen hatte, als er Shao zum ersten Mal wiedersah.

Er wollte sie ausziehen!

»Ich muß diesen Körper sehen!« flüsterte er. »Verdammt, ich muß es einfach…«

Bei der Wanderung seiner Hände hatte er genau gefühlt, daß Shao nur sehr dünne Kleidung trug und nichts darunter. Weder BH noch Hemd, nur die Bluse und die leichte Jacke darüber. Die Jacke war nicht geschlossen. Sie klaffte auf. Auch die beiden obersten Knöpfe der Bluse hatte Shao offengelassen. In dem Dreieck des Ausschnitts schimmerte die glatte Haut.

Von der anderen Frau und von Shaos Begleiter Suko brauchte er nichts zu befürchten. Sie lagen wie das Mädchen vor ihm in einer tiefen Bewußtlosigkeit. An ein Eingreifen ihrerseits war überhaupt nicht zu denken.

Er sah nur Shao.

Mit jedem Knopf, den er öffnete, wurde der Ausschnitt größer.

Beim vierten sah er die Ansätze ihrer Brust!

Sein Atem ging noch schneller. Für ihn wurden Träume wahr. Er erinnerte sich daran, vor Jahren schon einmal mit dem Gedanken gespielt zu haben. Jetzt würde es ihm gelingen. Hier war er allein, hier…

Etwas unterbrach seine Gedanken.

Es war ein Geräusch. Ein leises Summen oder Schieben, und er hatte es hinter seinem Rücken wahrgenommen.

Sofort zuckten die Hände vom Körper der Frau zurück. Der Mann brauchte sich nicht erst umzudrehen, um zu wissen, was da geschah. In der so glatt aussehenden Wand öffnete sich eine Tür. Sie war integriert und nur bei sehr genauem Hinsehen zu erkennen. Es gab auch nur bestimmte Personen, die an die Tür herankamen, denn hinter ihr begann das Grauen.

Erst jetzt drehte sich der Mann um. Er tat es langsam, blieb dabei in einer knienden Haltung, und seine Augen weiteten sich, als er erkannte, was sich dort tat.

Nebel war entstanden!

Blaugraue Wolken. Sie schoben sich wie gewaltige Räder voran und drangen in den Raum ein, in dem sich der Chinese mit den drei Bewußtlosen aufhielt.

Der Nebel war der Vorbote des Dämons. Das wußte der Chinese auch.

Deshalb sprang er in die Höhe und blieb zitternd neben der dunkelhaarigen Frau stehen.

Schon hörte er die Stimme. »Was hast du von ihr gewollt, Piau-Tu?«

»Ich… Ich …« Er holte tief Luft. »Also, ich wollte … Ich habe sie doch geholt.«

»Du wolltest mit deinen Fingern an ihren Körper!« Die Stimme aus dem Nebel klang nicht drohend. Er hörte sich an wie eine Feststellung, und der andere konnte nichts dagegen unternehmen. Er nickte heftig.

»Weshalb?«

»Ich… Ich kannte sie von früher. Ich habe sie als blutjunges Mädchen gesehen, da wies sie mich ab. Das war noch vor der Zeit, als ich dein Diener wurde.«

»Du läßt die Finger von ihr. Diese drei gehören mir. Hast du verstanden? Allein mir!«

»Ja, Herr!« Piau-Tu verbeugte sich. Er bewies dem anderen, in welch

einer demutsvollen Beziehung er zu ihm stand. Anschließend schritt er zurück, bis er die Wand in seinem Rücken spürte. Dieser Mann, der sich auf der Fahrt so sicher gegeben hatte, war plötzlich klein geworden. Der Nebel war nur der Anfang. Er schützte genau den, auf den es ankam.

Das Fratzengesicht!

Und der Dämon kam. Innerhalb der dichten Nebelwolke war er zu sehen. Zuerst nur als Schatten, als ein Schemen in Farbe, dann für Piau-Tu besser zu erkennen.

Der Januskopf erschien!

Er bewegte sich, obwohl er keine Beine besaß. Er schwebte über dem Boden, wallte und rollte innerhalb der Nebelschleier und schälte sich nur allmählich deutlicher hervor.

Vampir und Mensch waren hier eine Verbindung eingegangen, die einen Kopf bildeten.

Eben das Fratzengesicht!

Es hatte sich gedreht. Nun wurde Piau-Tu von dem chinesischen Gesicht angeschaut. Es war breitflächig. Am Ende der hohen Stirn wuchsen rötlich schimmernde Haare, während der Oberlippenbart wie eine geflochtene Kordel wirkte.

Das Gesicht war böse. Ebenso der Blick. In den Pupillen stand der nackte Wahnsinn oder die brutale Gewalt.

Piau-Tu rang die Hände. Er ahnte Schreckliches. Vielleicht hatte er sich falsch verhalten. Wenn ja, würde ihn das Fratzengesicht eiskalt vernichten.

»Bitte, ich… Ich …«

Das Fratzengesicht kümmerte sich nicht um sein Jammern. Statt dessen wurde Piau-Tu gefragt: »Sind das deine drei Opfer, die du mir hattest bringen sollen?«

»Ja, das sind sie!«

Das Fratzengesicht rollte näher. Jede Bewegung lief lautlos ab. Es entstand nicht das geringste Geräusch. Wie ein großer Ballon füllte das Gesicht den Raum.

Piau-Tu wußte, daß es sich verändern konnte. Mal groß, dann wieder klein. Es spielte mit den Kräften, mit der Natur. Es war da, und allein sein Anblick brachte den meisten Menschen das Zittern.

Auch Piau-Tu reagierte so. Er wagte kaum, Luft zu holen. Zu stark waren die Fesseln der Furcht.

Noch hatte er nur die eine Seite gesehen, die andere befand sich auf dem Rücken. Doch Piau-Tu wußte, wie schrecklich der Anblick der Vampirfratze war. Er hatte sie mehr als einmal angeschaut und glaubte daran, daß er irgend etwas falsch gemacht hatte. Er kam sich wie ein Lehrling vor, der zu seinem Chef geht.

Das schlechte Gewissen stand ihm im Gesicht geschrieben!

Und dann passierte es!

Nie hatte Piau-Tu einen wütenderen und wilderen Schrei als in den folgenden Sekunden gehört. Das Fratzengesicht hatte ihn ausgestoßen.

Und dieser Schrei des Zorns, der Wut und des Hasses brach sämtliche Rekorde. Er peitschte durch den Raum, hallte als schauriges Echo von den Wänden zurück und wurde zu einem furiosen Wirbel aus schrillen Lauten, die in den Ohren des Mannes gellten.

Dann verstummte er.

Stille…

Piau-Tu hatte sich zusammengedrückt, als der Schrei aufgeklungen war. Jetzt beugte er seinen Körper wieder hoch, überwand seine eigene Angst und schaute das Fratzengesicht direkt an.

Die chinesische Hälfte hatte sich verzogen. Sie war zu einer furchtbaren Grimasse geworden. Kein Grinsen oder Lächeln entstellte es, sondern ein verzerrter Zug der kalten Wut. Vielleicht auch Furcht oder Angst? Bald glaubte Piau-Tu daran, daß es Angst war, die er in den Zügen des Fratzengesichts las.

Aber wovor? Vor wem?

Die Erklärung bekam Piau-Tu sehr bald. Das Fratzengesicht heulte noch einmal auf, bevor es die Worte dem lauernden Piau-Tu entgegenschleuderte. »Weißt du, wen du da geholt hast, Piau-Tu?«

»Nein, Herr!«

»Es ist unser größter Feind. Der Mann mit dem Stab…«

***

Piau-Tu verstand erst nicht. Er versuchte ein Lächeln, das mißlang, und ging zwei Schritte vor. Die Hände hatte er gegeneinander gelegt. In den Knien war er ein wenig eingeknickt, den Kopf hielt er erhoben und schaute in das Gesicht seines Herrn und Meisters. »Ich verstehe dich nicht. Was meintest du damit?«

»Kennst du den verdammten Stab nicht?«

»Nein…«

Das Gesicht bekam einen wütenden Ausdruck. »Welch ein hirnrissiger Idiot bist du nur? Dieser Stab ist der Gegenstand, den ich schon lange suche. Er ist die Waffe überhaupt. Ein Erbstück meines Urfeindes Buddha. Eine Reliquie.«

»Ich habe ihn nie gesehen, Meister.«

»Das kann ich mir denken«, erwiderte das Fratzengesicht. »Du siehst nie etwas.«

»Was soll ich tun?«

»Nimm ihm den Stab weg!«

»Und dann?«

Plötzlich begann das Fratzengesicht zu lachen. Abermals dröhnte das Echo in den Ohren des Mannes. »Ich habe einen wunderbaren Plan,

Piau-Tu. Du wirst den Stab an dich nehmen, ein bestimmtes Wort rufen, wobei du die Zeit für fünf Sekunden anhältst. In dieser Zeitspanne wirst du das erledigen, was deine Arbeit ist. Du wirst ihn töten. Und damit wäre die Magie des Stabs aufgehoben. Wir könnten ihn zerbrechen wie ein einfaches Stück Holz…«

***

Ich hatte das Wesen mit einer Ausgeburt der Hölle verglichen. Und dieser Vergleich stimmte.

Vor mir stand dieses grausame Geschöpf, das eigentlich hätte verfault sein müssen und es dennoch nicht war. Vielleicht nur eine Seite war meiner geweihten Silberkugel zum Opfer gefallen. An der rechten war nur das Knochengerüst vorhanden.

Vor mir stand eine Gestalt, die halb Skelett, halb Mensch war.

Eine Erklärung?

Ich dachte darüber nach und gab sie mir selbst. Natürlich wußte ich Bescheid. Dieser Mensch-Vampir hier stand unter dem Einfluß eines Mächtigen, dem Fratzengesicht. Es hatte ihn gezeichnet, mit seinem unheilvollen Geist versehen und ihn ebenfalls zu einer janusartigen Gestalt gemacht.

Halb Vampir – halb Mensch!

Den Vampir hatte ich erledigt, der Mensch stand in seiner Hälfte noch vor mir.

Und er lebte.

Ich hatte erst jetzt meinen ersten Schock so richtig überwunden und kam zu der Überzeugung, daß dieses Monstrum noch längst nicht aufgegeben hatte. Es würde mich weiter angreifen und zu malträtieren versuchen.

Rechts die Knochenseite. Aus dem Ärmel der Jacke lugte die skelettierte Klaue hervor. Die Teilung begann ganz in der Mitte seines Gesichts. Sie lief von oben nach unten. Die linke Seite besaß eine gelblichbleiche Farbe, wie bei vielen Chinesen üblich. Rechts schimmerten die Gebeine.

Die Nase war geteilt, der Mund ebenfalls, ebenso verhielt es sich beim Kinn, und als er sprach, da öffneten sich beide Hälften des Munds, auch die lippenlose.

»Ich muß dich töten«, sagte er. »Du bist in unser Reich eingedrungen, du, ein Fremder. Hier herrscht das Fratzengesicht. Jeder, der kommt, um es zu zerstören, ist dem Tod geweiht. Ich bin der Diener des mächtigen Dämons, und ich werde dafür Sorge tragen, daß das Fratzengesicht nicht zu Schaden kommt. Ich habe den Kampf gewonnen, obwohl du mich angeschossen hast. Aber noch bin ich nicht vergangen, du wirst es zu spüren bekommen, Fremder.«

Ich konnte ihn nur anstarren. Es war unwahrscheinlich, daß dieses

Wesen noch sprach. In meiner Kehle saß ein dicker Kloß. Vergeblich versuchte ich, ihn runterzuschlucken. Zum ersten Mal erlebte ich den Schrecken, den das Fratzengesicht durch seine Diener verbreitete. Diese Horror-Gestalt vor mir war sehr stark. Und wenn sie schon so mächtig war, wie mächtig und stark mußte erst derjenige sein, in dessen Diensten sie stand?

Es war nicht der Zeitpunkt, darüber länger nachzudenken, denn der andere kam auf mich zu.

Er besaß nur mehr ein Auge. Damit fixierte er mich. Das zweite Auge war während des Auflöseprozesses verschwunden. Vielleicht ausgetrocknet. Wie auch die Nase oder das Innere des Mundes.

Die Gestalt ging nicht glatt oder sicher. Der skelettierte Fuß war aus dem Schuh gerutscht, und sie schleifte diesen Knochenfuß über den Boden. Das dabei entstehende Geräusch erzeugte bei mir eine Gänsehaut und ließ Kälte in meine Adern fließen.

Ich schüttelte mich.

Noch hielt ich die Beretta fest. Ich wollte es mit einer zweiten Kugel versuchen und hoffte, dem Schrecken ein Ende bereiten zu können.

Da geschah etwas, womit ich selbst nicht gerechnet hatte. Das Monstrum knickte ein. Und zwar an der Seite, die skelettiert worden war. Die Knochen besaßen nicht mehr die Härte, um das Gewicht zu halten. Die Kniescheibe bog sich durch, ich hörte ein Splittern und sah im nächsten Augenblick, wie der untere Teil des Beins wegbrach.

»Freu dich nicht zu früh!« keuchte das Monstrum. »Freu dich nicht zu früh…«

Er ging weiter.

Schnurstracks, aber auf einem Bein humpelnd. Er hatte Mühe, überhaupt das Gleichgewicht zu halten. Der Knochen des ehemaligen Oberschenkels schwang bei der Bewegung auf und nieder, wobei er zu schwer wurde und abfiel.

Mit einem klappernden Geräusch fiel er zu Boden, rutschte weiter und blieb dicht vor meinen Fußspitzen liegen. Ich trat dagegen, so daß der Knochen in die Ecke geschleudert wurde.

Dann kippte das Gesicht.

Es sah für mich wirklich so aus, denn die rechte Hälfte fiel von der anderen ab, prallte auf die Erde und zerbrach in zahlreiche Splitter, die, wie auch die anderen Knochen, zu Staub wurden.

Das war die Vampir-Erlösung!

Die klassische, wohlgemerkt!

Ich atmete auf, denn es beruhigte mich irgendwie, daß die Regeln auch in dieser anderen Magie und in diesem fremden Land irgendwo ihre Gültigkeit besaßen.

Die Gestalt besaß nur mehr einen halben Kopf und den Oberkörper bis zur Hüfte, der sich Sekunden später ebenfalls von dem anderen,

noch normalen Körper löste.

Wieder klapperten Knochen zu Boden, zersplitterten, wurden zu kleinen Stücken und schließlich zu Staub.

Ich hatte im wahrsten Sinne des Wortes nur mehr einen halben Gegner vor mir.

Die Hälfte eines Menschen! Das mußte man sich mal vorstellen.

Nur ein Bein, nur ein Arm, ein halbes Gesicht, ein Auge, das mich böse anstarrte.

Allmählich wurde mir die Kehle eng. Daß wieder ein Zug über uns vorbeifuhr, bekam ich nur am Rande mit. Mich interessierte allein das Monstrum. Dort, wo die beiden Körperhälften einmal zusammengewachsen waren, sah ich kein Blut, keine Knochenteile, überhaupt nichts, nur eine glatte, nahtlose Stelle.

Auch mir war der Schweiß auf das Gesicht getreten, und als die halbe Gestalt zuschlug, ging ich in den Schlag hinein, hielt ihren linken Arm fest und hebelte sie zu Boden.

Schwer schlug sie auf.

Für einen Moment blieb sie liegen. Ich ließ sie in die Mündung der Beretta blicken.

»Wenn ich abdrücke, schieße ich dir die Kugel in den restlichen Kopf und zerstöre dich!« versprach ich ihm.

Als Antwort schallte mir ein Lachen entgegen. »Wie willst du das schaffen?«

»Nichts leichter als das.«

»Ja, du kannst es versuchen!« hechelte er mit der Hälfte seines Mundes. »Du kannst alles versuchen. Vielleicht vernichtest du mich. Vielleicht sogar…«

»Bestimmt!«

»Ich wäre da nicht so sicher, denn die Falle ist gestellt. Du entkommst uns trotzdem nicht. Das Vampir-Theater und das Fratzengesicht warten auf dich. Doch nicht nur auf dich allein. Die anderen sind schon langst dort!«

Der letzte Satz fuhr mir in die Glieder. Und zwar so stark, daß ich den Finger vom Drücker nahm. »Wie meinst du das?« fragte ich meinen Gegner, obwohl ich die Wahrheit ahnte.

»Wir haben sie«, gab er flüsternd zurück. »Du hast wirklich keine Chance. Deine Freunde befinden sich in unserer Gewalt. Kannst du dir das vorstellen? Deine Freunde!«

Er freute sich diebisch, mir diese Tatsache unter die Weste geschoben zu haben. Ich sah seine linke Mundhälfte zu einem bösen Grinsen verzogen. Sogar Speichelbläschen sprühten an der Ecke.

»Sag mir, wo sie versteckt sind!« forderte ich. »Sag es mir, verdammt noch mal!«

Sein Lachen klang höhnisch. Er wußte, daß ich unter Streß stand,

und er weidete sich daran.
»Willst du sie sehen?«
»Ja.«
»Ich kann dich zu ihnen führen!«
Einen Moment lang zögerte ich. Es war irre, Wahnsinn, aber er kannte sich hier aus, und ich wollte so rasch wie möglich dorthin, wo man Shao, Susan und Suko gefangenhielt.
So kam es dann, daß ich wenig später zusammen mit einem halben Menschen den Weg ging, der mich zu meinen Freunden führen sollte…

***

Piau-Tu hatte den Befehl genau vernommen. Und was das Fratzengesicht sagte, war für ihn ein Dogma. Nie wäre er auf den Gedanken gekommen, sich zu weigern.
Sein Meister hatte von einer gefährlichen Waffe gesprochen, die der Bewußtlose bei sich trug. Ein Erbe Buddhas. Und dieser Buddha war der Todfeind des Fratzengesichts. Wenn jemand den Dämon vernichten konnte, dann war es diese legendäre Gestalt.
Piau-Tu bewegte sich auf Suko zu. Dabei hielt er den Kopf schräg, so konnte er seinen Meister stets im Auge behalten.
Das Fratzengesicht wartete. Die chinesische Seite zuckte. Sie zeigte Erregung, denn auch ein Dämon wie er verspürte auf eine gewisse Art und Weise Gefühle.
Und sei es nur mehr Haß, Niedertracht und der reine Wille zur Vernichtung.
Neben Suko kniete der andere nieder. »Wo ist die Waffe?«
»Unter seiner Jacke.«
Auch diesmal zitterten die Finger des Chinesen, als sie über den menschlichen Körper glitten. Nur war der Grund ein anderer, und Piau-Tu schob seine rechte Hand unter die Kleidung.
»Da ist eine Pistole!« flüsterte er.
»Vergiß sie! Such weiter!«
Das Fratzengesicht starrte ebenfalls auf den Bewußtlosen. Es sah genau, wie die Hand unter der Jacke weiterwanderte. Der Stoff beulte sich an den Stellen aus.
»Ich habe ihn!« Ruckartig zog Piau-Tu die Hand wieder hervor. Er drehte sie und hielt den schmalen, bräunlich schimmernden Stab so, daß sein Herr und Meister ihn auch erkennen konnte.
»Ja, das ist gut«, sagte dieser.
»Und welches Wort muß ich sagen?«
Das Fratzengesicht lachte. »Ganz einfach. Der Träger des Stabs, und dabei spielt es keine Rolle, wer es ist, braucht nur das Wort zu sprechen, das alles verändert. Es heißt: Topar!«

Piau-Tu öffnete den Mund, um dem Fall eine alles entscheidende Wende zu geben…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 041 »Die Grabräuber«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 300 »Sieben Dolche für den Teufel«